PASTOR BONUS

Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und Praxis

PONTIFICIO ISTITUTO

HERAUSGEGEBEN VON DEN PROFESSOREN DES BISCHÖFL. PRIESTERSEMINARS IN TRIER

39. JAHRGANG **6. Heft** NOVEMBER 1928

VERLAG DER PAULINUS-DRUCKEREI TRIER

INHALT

Abhandlungen:

Der heilige Paulus und die Frauenmode in Korinth / Prof. Dr. P. Ketter, Trier 401

Gebt dem Volke die Gebete der Kirche / Studienrat Dr. Wickert, Trier 415

Wie eine Kirchenmalerei beschaffen sein soll. Eine Kritik von Dr. G. Ischanus, L. 422

Donatus als rheinischer Gewitter- und Feuerpatron / Prorektor Andreas Schüller, Boppard 433

Mitteilungen:

Zur Geschichte der volkswirtschaftlichen Studienrunden / Dr. jur. Oskar Meister, Graz 447

Das erste Koblenzer Priesterseminar (1585) / Dr. Reitz, Koblenz . 452

Bücherbesprechungen:

Philosophie: Ueberweg-Geyer, Die patristische und scholastische Philosophie — Kraus, Die Lehre des Johannes Duns Skotus / Joseph Lenz, Trier . . 458

Kirchengeschichte: Maurer, Der hl. Franz Xaver — Faßbinder, der „Jesuitenstaat" in Paraguay — Metzler, Der hl. Petrus Canisius und die Neuerer seiner Zeit — Fischer, Veit Trolmann von Wending u. a. / Schuler, Trier 459

Fundamentaltheologie und Religionswissenschaft: Streit, Die katholische Weltmission — Heigl, Religionsgeschichtl. Methode und Theologie — Haendly, Religiöse Zeitgedanken u. a. / Johann Lenz, Trier 464

Neues Testament: Zahn, Grundriase — Tillmann, Die Heilige Schrift des Neuen Testamentes — Vogels, Obungsbuch zur Einführung — Bardenhewer, Der Brief des hl. Jakobus u. a. / Ketter, Trier 465

Altes Testament: Storr, Das Frömmigkeitsideal der Propheten — Storr, Die Frömmigkeit im Alten Testament — Eberharter, Die vorexil. Propheten — Theis, Das Land des Paradieses / Theis, Trier 468

Pädagogik, Katechetik, Homiletik: Schuwerack, Die Privatschule — Löffler, Das deutsche Fortbildungsschulwesen / Weiler, Trier 469

Bourchany, Entretiens sur la Vie Religieuse — Bentele, Von Ostern bis Pfingsten u. a. / Kieffer, Luxemburg 469

Moraltheologie: Aertnys, Theologia moralis / van Acken, Saarlouis 473

Marc-Gestermann, Institutiones morales — Vermeersch, Theologiae moralis Principia, Responsa, Consilia / Hamm, Trier 474

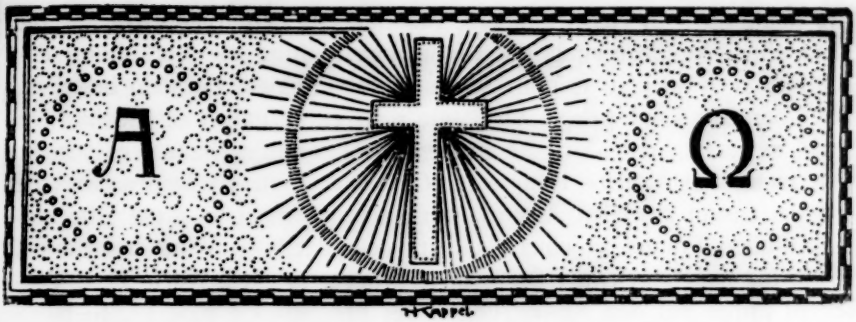
Aszetik: Preces — Considine, Frohes Gehen zu Gott — Bierbaum, Pusillum / Ketter, Trier 475

Verschiedenes: Lenz, Verbrechen und Vergehen wider die Sittlichkeit / Weiler, Trier 476

Denzinger, Enchiridion — Mitzka, Die Glaubenskrise / Ketter, Trier . . 476

Eingesandte Schriften 477

Die Zeitschrift „Pastor bonus" erscheint jährlich sechsmal. — Der Bezugspreis für den ganzen Jahrgang beträgt 8,— Goldmark. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung, sowie der Verlag der Paulinus-Druckerei GmbH. in Trier (Postscheckkonto Köln Nr. 35 208 und Saarbrücken 4046) entgegen. Bereits erschienene Hefte werden nachgeliefert. — Alle für die Schriftleitung bestimmten Zuschriften und Büchersendungen sind zu richten an die Schriftleitung des „Pastor bonus" in Trier (Bischöfliches Priesterseminar). — Den Versand und den Zahlungsverkehr, ebenso auch den Anzeigenteil, besorgt die Paulinus-Druckerei GmbH. in Trier.



DER HEILIGE PAULUS UND DIE FRAUENMODE IN KORINTH.

1 Kor 11,2—16.

Von Professor Dr. P. Ketter, Trier.

I.

Die junge Christengemeinde zu Korinth hatte eine Reihe von Anfragen an ihren Gründer, den Apostel Paulus, gerichtet, als er in Ephesus weilte. Der Beantwortung dieser Fragen im zweiten Teile des ersten Korintherbriefes verdanken wir wertvolle Aufschlüsse über urchristliches Gemeindeleben. Diese Kapitel voll bunter Mannigfaltigkeit gewähren uns aber ebenso tiefe Einblicke in die Seele des Völkerapostels, der wie ein Vater um das Heil seiner Kinder besorgt ist, Anteil nimmt an allem, was sie bewegt, und sich keine Mühe verdrießen läßt, um die Pflanzung in Korinth von Auswüchsen zu reinigen und ihr Wachstum im Herrn zu fördern, bald durch unerbittliche Strenge, bald durch herzliche Warnung und Mahnung.

Den verantwortlichen Hütern des christlichen Lebens in Korinth machte es unter anderem schwere Sorge, daß ein Teil der weiblichen Mitglieder der Gemeinde einer neuen Kleidermode huldigte, die beim Gottesdienst großes Aufsehen erregte und die Gemüter verwirrte. Die Frauen erschienen nämlich gegen alle Sitte und Gewohnheit ohne Schleier bei den gottesdienstlichen Versammlungen. Das scheint uns heute eine ziemlich belanglose Sache zu sein, wenigstens nach unseren einheimischen Gebräuchen. Die Kirche paßt sich ja, wenn keine höheren Güter auf dem Spiele stehen, den jeweiligen Sitten der Völker an, sogar in der Kleidung des Klerikers[1]. Aber auf jene Modeerscheinung in Korinth und deren Regelung durch Paulus dürfte es zurückzuführen sein,

[1] Can. 136 § 1 Cod. Jur. Can.

daß heute noch in vielen Ländern, besonders in den romanischen, keine Frau ohne Kopfbedeckung die Kirche betritt. Mag die Verhüllung des Hauptes auch noch so primitiv sein und nur in einem Tüchlein bestehen, das über den Kopf gelegt wird, wie man es in Italien oft beobachten kann, sicher ist, daß dort die Frauen das Empfinden haben, es schicke sich nicht, mit bloßem Haupte im Gotteshause zu erscheinen. Fremde erregen darum zuweilen Anstoß, wenn sie sich nicht an diese Sitte halten. Wollen Frauen an einer Audienz beim Heiligen Vater teilnehmen, so ist bis zur Gegenwart der Schleier vorgeschrieben. Auch diese Vorschrift dürfte mit den Ausführungen des hl. Paulus 1 Kor 11, 2—16 in Zusammenhang zu bringen sein, während besonders für unsere Verhältnisse gilt, was Urban Holzmeister S. J. zu dem Gebot des Schleiertragens in Korinth bemerkt: „Von der Anweisung des Apostels ist das eine übriggeblieben, daß der Frau in der Kirche jede, auch die unschönste und von der schlimmsten Modeverirrung ersonnene Kopfbedeckung gestattet ist, während der Mann im Gotteshause barhäuptig zu erscheinen hat[2]"

Ob die neuerungssüchtigen Christinnen zu Korinth die Mehrheit der Frauen hinter sich hatten, oder ob es nur einzelne Frauenrechtlerinnen waren, geht aus den Worten des Apostels nicht hervor. Sie begründeten zweifellos ihren Bruch mit der Vergangenheit und mit der bei Juden wie Heiden damals herrschenden Sitte des Schleiertragens, indem sie auf die veränderte Stellung des Frauengeschlechtes im Christentum hinwiesen. Christus hatte ja gerade das Frauengeschlecht aus den unwürdigen Fesseln befreit, die es im Heidentum und auch großenteils im Judentum trug. War bis dahin die Frau nur als Weib, als Geschlechtswesen, bewertet und selbst im religiösen Leben sehr benachteiligt worden, so hatte Jesus der Frau das volle Recht der religiösen Persönlichkeit wiedergegeben. Er machte keinen Unterschied in der Bewertung der Einzelseele nach dem Geschlecht, ließ beiden Geschlechtern in gleichem Maße die Heilsgnaden zukommen und öffnete allen den Zugang zum Gottesreiche.

Christi größter Jünger, der Apostel Paulus, hat ganz im Sinne seines Meisters die Lehre verkündet, daß vor Gott keine nationalen, keine sozialen und keine sexualen Unterschiede gelten, daß also die Frau dem Manne nicht nachzustehen braucht in der Teilnahme an den Gütern der Erlösung: „Ihr alle seid ja Gotteskinder durch den Glauben in der Gemeinschaft mit Christus Jesus. Ihr habt nämlich allesamt, soweit ihr auf Christus getauft

[2] Frauenrechte und Neues Testament. In: Stimmen der Zeit 103 (1922) 54.

worden seid, Christus angezogen. Darin hört der Unterschied auf zwischen Juden und Heiden, zwischen Sklaven und Freien, zwischen Mann und Weib; denn ihr alle seid eins in Christus Jesus[3]." Diese Frohbotschaft wird Paulus auch in Korinth gepredigt haben, als er dort die Christengemeinde gründete.

Wir müssen uns die unwürdige Lage des Frauengeschlechtes der damaligen Zeit vergegenwärtigen, um zu verstehen, was das bedeutete, daß nun im Christentum Mann und Frau vor Gott gleichberechtigt dastanden, während die jüdischen Rabbinen erklärten: „Man soll die Thora lieber verbrennen, als sie einer Frau übergeben," und der gläubige Israelit in seinem Morgengebet sich an Jahwe wandte mit den Worten: „Gelobt seist du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der mich nicht als Weib erschaffen hat." Selbst dem hochgebildeten Griechen war die Gattin nicht gleichberechtigte Lebensgefährtin, sondern dazu da, den Haushalt zu besorgen und Kinder heranzuziehen. Es ist darum begreiflich, daß gerade in Korinth die christlichen Frauen zu weit gingen in ihrer Freude über die erworbene religiöse Freiheit. Sie wollten auch nach außen Gleichwertigkeit mit den Männern kundgeben. Wenn in Christus der Unterschied zwischen Mann und Frau nach der Lehre des Gründers der korinthischen Gemeinde aufgehört hat, was hatte es dann noch für einen Sinn, an überlebten Sitten festzuhalten und den Frauen zuzumuten, nur mit verhülltem Haupte beim Gottesdienst zu erscheinen, während die Männer von dieser lästigen Vorschrift frei waren? Hieß das nicht, im Verkehr mit Gott wieder heidnische und jüdische Unterscheidungen gelten lassen? Die neue Mode erwuchs also aus dem Vollgefühl der religiösen Freiheit der korinthischen Christinnen, wobei sie sich wohl nicht bewußt waren, daß sie den häufigen Fehler frauenrechtlerischer Bestrebungen begingen, indem sie die Begriffe gleichwertig und gleichartig verwechselten. Jedenfalls genügte die Autorität der Gemeindeältesten nicht, um die Frauen zu bewegen, sich der Sitte des Schleiertragens wieder zu unterwerfen. Daher der Appell an die Instanz des Apostels, vielleicht von beiden Seiten, von Männern und Frauen an ihn gerichtet.

II.

Paulus hielt diese Modefrage für wichtig genug, um als oberster Hirte der Christengemeinde zu Korinth Richtlinien zu geben, wie sich christliche Frauen darin zu verhalten hätten. Nicht zuletzt durch diesen Umstand, daß hier ein Apostel sich um einen Streit wegen der Frauen-

[3] Gal 3,26—28.

mode kümmert und ernste Worte darüber schreibt, gewinnt der betreffende Abschnitt eine reizvolle, zum Nachdenken stimmende Gegenwartsbedeutung.

In einer geschickten captatio benevolentiae, wie er sie öfter anwendet, wenn er mahnen oder tadeln muß, bringt Paulus zunächst die Korinther in die notwendige Seelenverfassung: „Lobend erkenne ich es an, Brüder, daß ihr in allen Stücken meiner eingedenk seid und euch an die Weisungen haltet, die ich euch gegeben habe." Das klingt fast so, als stehe der Apostel auf der Seite der christlichen Frauen, die mit der Botschaft von der Freiheit des Christenmenschen ernst machten, indem sie wie die Männer beteten und prophetisch redeten. Aber gleich macht Paulus darauf aufmerksam, daß mit der religiösen Gleichberechtigung nicht jede Unterordnung aufgehört hat und darum auch gewisse äußere Zeichen der Unterordnung nicht in Wegfall kommen dürfen. Unter Benutzung der bekannten Metapher vom Haupt als dem Lenker des Leibes weist er darauf hin, daß weder der christliche Mann noch Christus selbst unumschränkte Herren des eigenen Willens seien. Beide haben ihr Haupt, dem sie unterstehen. Das ist für den Mann Christus, für Christus Gott: „Ihr sollt aber wissen: jedes Mannes Haupt ist Christus; das Haupt der Frau ist der Mann; das Haupt Christi ist Gott." Hätten also die Frauen kein Haupt über sich, dem sie sich unterordnen, so würden sie gerade dadurch aus der christlichen Ordnung herausfallen und eine Ausnahme bilden, nicht aber durch die freie Unterordnung unter den Willen ihres Hauptes, ihres Ehemannes.

Paulus macht also in diesen Worten, wenn sie recht verstanden werden, die Frauen keineswegs zu minderwertigen Geschöpfen im Reiche der Gnade oder auch nur in ihrem persönlichen Verhältnis zu Christus, dem Erlöser beider Geschlechter. Die allgemeinen und die persönlichen religiösen Rechte der Frau stehen hier gar nicht zur Diskussion. Als Glied des Corpus Christi mysticum, der Kirche, als Rebzweig am Weinstock, der Christus selber ist, nimmt die Frau ebenso wie der Mann an den Gnaden teil, die den Gliedern vom Haupte, den Reben vom Weinstock zuströmen. In dieser Ordnung ist Christus nicht weniger das Haupt der Frau, wie er das Haupt des Mannes ist. Aber wie die Erlösung nicht die physischen Geschlechtsunterschiede aufhebt, so beseitigt die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Erlösten auch nicht die soziale, hierarchische und liturgische Ordnung im christlichen Gemeindeverband und ihrem Gottesdienst.. Da geht alles durcheinander, wenn jeder tut, was ihm recht dünkt, und in Mißachtung der überlieferten Sitte keine Unterordnung gelten läßt. Durch die Bezeichnung des Mannes als Haupt des

Weibes „leistet Paulus der Gewalttat und Eigensucht des Mannes keinen Vorschub. Mit dieser ist es für immer und gänzlich vorbei, so wie er an Christus sein Haupt hat. Vielmehr beschreibt uns hier Paulus die ganze Zartheit, Fülle und Innigkeit einer rechten christlichen Ehe dadurch, daß er die Gemeinschaft zwischen dem Mann und der Frau derjenigen vergleicht, die der Mann mit Christus hat, und vollends derjenigen, in der Jesus mit dem Vater steht. Das sind nicht erniedrigende Knechtsverhältnisse, nicht ein erzwungener Dienst, sondern das ist echte Liebe mit ihrer ganzen Freiheit und Seligkeit . . .[4]."

Diese grundsätzliche Darlegung wendet nun Paulus auf die äußere Haltung von Mann und Frau beim Gottesdienst an: „Jeder Mann, der beim Beten oder Weissagen sein Haupt verhüllt, schändet sein Haupt. Jede Frau dagegen, die mit unverhülltem Haupte betet oder weissagt, schändet ihr Haupt; denn sie stellt sich auf eine Stufe mit einer Geschorenen." Der Ausdruck „schändet sein (ihr) Haupt" ist beidemal doppelsinnig und kann sich auf den Kopf also solchen oder auf Christus als Haupt des Mannes und den Mann als Haupt der Frau beziehen. Der Mann soll sich also bei der religiösen Betätigung im Gemeindegottesdienst nach Sitte und Gewohnheit männlich zeigen und nicht nach Frauenart eine Kopfbedeckung tragen, sonst tut er sich selbst oder Christus als seinem Haupt Schmach an. Umgekehrt bei der Frau. Bei ihr forderte damals die Sitte das Schleiertragen, nicht nur im Judentum, auch im Heidentum. Eine jüdische Frau durfte sich außerhalb des Hauses nur mit verhülltem Haupte zeigen, eine Sitte, die heute noch im Orient vielfach beobachtet wird. Worin die Kopftracht bestand, ist nicht mehr genau festzustellen. Ging die jüdische Frau mit unverhülltem Haupte aus, so war das etwas so Anstößiges, daß ihr Mann ihr deshalb ohne Auszahlung der Hochzeitsverschreibung den Scheidebrief ausstellen durfte. Einer Frau gewaltsam die Kopfbedeckung abzunehmen, galt als strafbare Beleidigung. Nach Num 5, 18 wurde einer des Ehebruchs verdächtigen Frau durch den Priester das Haupt entblößt. Sie zählte nicht mehr zu den ehrbaren Frauen. Die talmudischen Schriften wissen als Beispiel besonderer Sittsamkeit von einer jungen Frau zu berichten, die zu Hause so sorgsam ihre Kopfhülle trug, daß die Verwandten ihres Mannes sie kaum von Ansehen kannten[5]. In der Tosephta Sota 5, 9 wird es dem Manne sogar zur Pflicht gemacht, seine Frau zu verstoßen, wenn sie die Sitte nicht achtet, daß Frauen verhüllt auf der Straße zu erscheinen

[4] A. Schlatter, Erläuterungen zum Neuen Testament. II³ (Stuttgart 1923) 95.
[5] Vgl. Strack-Billerbeck, Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch III 427 ff; 431.

haben: „Das ist ein gottloser Mensch, der sieht, wie sein Weib ausgeht mit bloßem Kopf und ausgelassen ist mit ihren Sklaven und auf der Straße spinnt und mit allen Leuten badet (ohne es ihr zu untersagen). Eine solche zu verstoßen, ist ein Gebot[6]." Über die griechisch-römische Sitte sagt Plutarch: „Es ist allgemein üblich, daß die Frauen verhüllt, die Männer dagegen unverhüllt in der Öffentlichkeit erscheinen[7]." Unbedeckten Hauptes auszugehen, galt bei einer Frau als häßlich und moralisch verdächtig. Paulus hat also keineswegs übertrieben, wenn er den korinthischen Frauen schreibt, sie „schändeten ihr Haupt", wenn sie unverhüllt im gemeinsamen Gottesdienst auftraten. Sich selbst und ihren Mann brachten sie dadurch in üblen Ruf, so sehr, daß ihr Mann gottlos genannt wird, wenn er so etwas duldet.

Nun wird der Ton des Briefes schärfer. Der Apostel fürchtet, daß mit der neuen Mode der erste Schritt zu einer gefährlichen Emanzipation der Frauen getan ist, die nicht nur den christlichen Schwestern in Korinth, sondern der ganzen jungen Kirche zum Verhängnis werden müßte. Jüdische wie heidnische Gegner der Religion Christi hätten daraus Nutzen gezogen, wenn sie darauf hinweisen konnten, daß die Christinnen wie ehrlose Frauen in den religiösen Zusammenkünften erschienen. Darum fordert Paulus die Neuerungssüchtigen auf, doch nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, sondern gleich ganze Arbeit zu tun und jede Rücksicht auf Sitte und weibliches Empfinden daranzugeben: „Denn wenn eine Frau sich nicht verhüllt, so soll sie sich auch das Haar abschneiden lassen. Ist es aber eine Schande für eine Frau, sich das Haar abschneiden oder kurz scheren zu lassen, so soll sie sich verhüllen," d. h. der Sitte gemäß einen Schleier tragen. Der Satz ist in solcher Schärfe ironisch gemeint und soll den Christinnen von Korinth zum Bewußtsein bringen, wohin sie geraten, wenn sie sich eigensinnig über alte Gewohnheiten hinwegsetzen. Ganz modern läßt sich der doppelte Ausdruck κείρασθαι ἢ ξυρᾶσθαι etwa wiedergeben mit „Bubikopf oder Herrenschnitt". Paulus käme also heute in Verlegenheit mit seinem Argument, weil das, was er als Schande für eine Frau bezeichnet, nun zum Zeichen fortgeschrittenen Frauentums geworden ist.

Einen neuen Gesichtspunkt in der Ablehnung der korinthischen Neuerung auf dem Gebiete der Frauenmode gewinnt der Apostel aus der Schöpfungsgeschichte von Mann und Frau, worin er einen Ausdruck der gottgewollten Ordnung erblickt: „Der Mann braucht nämlich deshalb sein Haupt nicht zu verhüllen, weil er Abbild und Abglanz

[6] Strack-Billerbeck, a. a. O. I, 40.
[7] Lietzmann, An die Korinther, Tübingen 1923, 54, führt weitere Zeugnisse an.

Gottes ist. Die Frau dagegen ist Abglanz des Mannes. Denn der Mann ist nicht aus der Frau, sondern die Frau aus dem Manne. Auch ist ja der Mann nicht geschaffen um der Frau willen, sondern die Frau um des Mannes willen. Darum soll die Frau ein „Machtzeichen" auf dem Haupte haben um der Engel willen."

Paulus darf bei seinen Lesern den Bericht der Genesis über die Erschaffung des ersten Ehepaares als bekannt voraussetzen. Gott wollte in unseren Stammeltern ein Abbild seiner selbst schaffen, wie Genesis 1, 26 deutlich zeigt: „Laßt uns Menschen schaffen nach unserm Bilde, gemäß unserer Ähnlichkeit, und sie (Mehrzahl) sollen herrschen ..." Also ist die Gottebenbildlichkeit beiden, Mann und Frau, gemeinsam. Deshalb sagt Paulus auch nicht, die Frau sei Abbild εἰκών des Mannes, sondern Abglanz δόξα. Gott schuf aber zuerst den Mann. Er stellte Gottes Bild dar, war Gottes Abglanz, ehe es eine Frau gab. Bei Schaffung der Frau dagegen hebt die Genesis nachdrücklich hervor, daß Gott in ihr eine Gehilfin des Mannes schaffen wollte, die ihm ähnlich sei. Als Mensch ist mithin die Frau ebenso wie der Mann Gottes Ebenbild, aber als Weib, als Geschlechtswesen, ist sie zunächst des Mannes wegen geschaffen. Diese naturgesetzliche Ordnung soll sich wiederum nach außen zeigen, indem der Mann unverhüllten Hauptes betet und prophetisch redet, die Frau dagegen mit dem „Machtzeichen" auf dem Haupte. Was damit gemeint ist, läßt weder das Wort ἐξουσία noch die Geschichte mit Sicherheit erkennen. Der Zusammhang fordert, daß es sich um ein Zeichen der Unterordnung der Frau unter den Mann handelt, sei es ein Schleier oder sonst eine Kopfbedeckung. Indem die Frau dieses Zeichen trägt, erkennt sie die durch Gott in der Schöpfung festgelegte Ordnung der beiden Geschlechter an.

Weder hierbei noch bei dem Zusatz „um der Engel willen" ist an ein apotropäisches Schutzmittel gegen böse Geister zu denken. Schon vom rein natürlichen Gesichtspunkt aus ist es unbeweisbar, was Dibilius, Joh. Weiß, Lietzmann u. a. behaupten, Paulus habe unter den „Engeln" dämonische Wesen verstanden, deren Konkupiszenz gereizt würde und die Frauen in Gefahr brächte, wenn sie keinen Schleier trügen. Wir dürfen dem Apostel Paulus nicht solch alberne Vorstellungen unterschieben, wie sie wohl in apokryphen und ähnlichen Schriften vorkommen. Der Sprachgebrauch des Apostels verbietet diese Deutung, da er mit dem Wort ἄγγελος wenn es keinen Zusatz hat, gute Engel bezeichnet. Von solchen wird aber wohl auch kein neuerer Religionsgeschichtler eine Gefahr für die korinthischen Frauen behaupten. Es handelt sich entweder um Engel, die als unsichtbare Teilnehmer am Gottes-

dienst gedacht sind, oder um die Schutzengel der Gläubigen[8]. Die Ehrfurcht vor diesen himmlischen Geistern sollte die korinthischen Frauen veranlassen, vor allem beim Gottesdienst die gute Sitte nicht außer acht zu lassen, nicht unverschleiert zu erscheinen.

Die bisherigen Ausführungen des Apostels über das Verhältnis zwischen Mann und Frau im Christentum hätten im Sinne einer Erniedrigung der Frau mißgedeutet werden können, wie seine Predigt über ihre Gleichwertigkeit vor Gott im Sinne einer Freiheit von Sitte und Gewohnheit mißgedeutet worden war. Dem will Paulus vorbeugen und fährt darum fort: „Jedoch ist im Herrn ebensowenig die Frau unabhängig vom Manne wie der Mann von der Frau; denn wie die Frau aus dem Manne geschaffen ist, so wird auch der Mann von der Frau geboren; alles aber stammt aus Gott." So ist es „im Herrn", d. h. in der Gemeinschaft mit Christus, unter Christen. In der christlichen Weltordnung soll sich jedes Geschlecht bewußt bleiben, daß es nicht aus sich und nicht für sich selbst da ist, sondern sich dem Willen des Schöpfers zu unterwerfen hat. Der Mann ist nicht der Mensch schlechthin, und nicht das Weib verkörpert allein die Menschheit. Beide gehören zusammen und sind von Gott aufeinander hingeordnet. Wenn darum auch das erste Weib aus Adam stammt, so hat doch jeder andere Mann eine Frau zur Mutter. Männliche Überheblichkeit ist also ebenso unangebracht wie weibliche Eifersucht.

Nachdem so einer Mißdeutung vorgebeugt ist, kommt der Apostel auf die neue Frauenmode zurück und appelliert an das gesunde Urteil der Korinther in dieser Frage und an ihr Gefühl für das, was sich schickt: „Urteilt nach eigener Überlegung: Ist es schicklich, daß eine Frau unverhüllt zu Gott betet?" Die verneinende Antwort will Paulus ihnen erleichtern und zugleich begründen durch einen neuen Gesichtspunkt. Was die christliche Ordnung, was die gute Sitte, was die Schöpfungsgeschichte und was die gesunde Vernunft in dieser Frage nahelegen, das hat seine Stütze in der Natur von Mann und Frau: „Lehrt euch nicht die Natur selbst, daß es für den Mann eine Schande ist, wenn er langes Haar trägt, daß es aber für die Frau eine Ehre ist, wenn sie langes Haar hat? Ist ihr doch das Haar zum Schleier gegeben." In dieser Tatsache verkörpert sich wiederum irgendwie der Wille des Schöpfers. Zwar wird auch dem Manne das Haar lang wachsen, wenn er es nicht schneidet, aber es wird bei ihm nie in dem Maße zum Geschlechtsmerkmal wie bei der Frau. Diesem natur-

[8] Vgl. Lk 15,10; Mt. 18,10; Apg 12,15.

haften Unterschied der Geschlechter im Haarwuchs trägt das allgemeine Empfinden Rechnung, indem ein Mann als weibisch gilt und sich lächerlich macht, wenn er nach Frauenart das Haar trägt. Vielleicht dachte Paulus hierbei auch an die μαλακοί, die homosexuellen Lustknaben, die in Locken umherliefen. Die Männer trugen damals das Haar in der Regel halblang. Wenn also die Natur selbst der Frau schönes langes Haar schenkt, ihrem Haupte einen natürlichen Schleier umlegt, wird da das Frauengeschlecht in der korinthischen Christengemeinde seiner Würde etwas vergeben, wenn es sich der herrschenden Sitte anpaßt und im Schleier vor Gott hintritt, wenn die Gläubigen zur Feier der heiligen Geheimnisse zusammenkommen? Sie sollten vielmehr gerade als Christinnen bedenken, daß sie sich und die Gemeinde in Verruf bringen, wenn sie an der neuen Mode festhalten, die bisher als Privileg solcher Frauen galt, die ihrem Geschlecht keine Ehre machten.

Das sind die Gründe, mit denen der Apostel Stellung gegen die Neuerung nimmt. Ob er die Schwierigkeit des Problems selbst empfunden hat und darum zwar ernsteste Erwägung seiner Darlegungen erwartete, aber auch wußte, daß er nicht alle überzeugt habe, daß nichts schwieriger sei, als vor Frauen die Sinnwidrigkeit und Häßlichkeit einer eben aufkommenden neuen Mode zu begründen? Es scheint fast so, und das wäre ein neuer Beweis für die Menschenkenntnis des welterfahrenen Völkerapostels. Er schließt nämlich seine Ausführungen mit den Worten: „Wenn aber jemand Lust am Streiten hat, — dem erkläre ich —: Wir haben eine solche Sitte nicht, ebensowenig die Gemeinden Gottes." Paulus weist also nochmals entschieden darauf hin, daß in den Gemeinden, in denen er wirkt, und in der ganzen Kirche die Frauen nichts darin finden, mit dem Schleier beim Gottesdienst zu erscheinen. Wenn darum die Christinnen zu Korinth Wert darauf legen, sich schwesterlich der allgemeinen christlichen Sitte anzuschließen, so wissen sie nun, was sie zu tun haben. Sehen sie es immer noch nicht ein, geht ihnen eigene Rechthaberei über bescheidene Eingliederung in die christliche Liebesgemeinschaft, so will der Apostel nicht länger mit ihnen über diese Frage herumstreiten, um nicht seine Zeit nutzlos mit Sonderlingen und Eigenbrötlern zu verlieren.

III.

Was würde Paulus sagen, wenn er Stellung nehmen müßte zu Erscheinungen unserer Tage, die jenen Vorgängen in Korinth in mehr als einer Beziehung gleichen? Ist es nur eine zeitgeschichtlich bedingte Modefrage gewesen, was damals zur Verhandlung

stand? Warum beruft sich dann Paulus neben Sitte und Herkommen auf Schöpfungsgeschichte und Naturgesetz? Haben nicht auch die alten Stoiker an der Erfahrungswahrheit festgehalten: „Naturam si sequemur ducem, numquam aberrabimus[9]?" Aristoteles weist darauf hin, die Natur tue nichts zwecklos, und der satirische Juvenal zeigt seiner modesüchtigen Zeit den Weg zur Natur als Führerin: Numquam aliud natura, aliud sapientia dicit." In ihrem tiefsten Beweggrund hatten doch die korinthischen Frauen bei der neuen Mode das Bestreben, den äußeren Unterschied zwischen Mann und Frau zu beseitigen, allerdings aus dem mißverstandenen Grundsatz der religiösen Gleichwertigkeit beider Geschlechter heraus, die sie mit äußerer Gleichartigkeit verwechselten. So dürften auch manche Bestrebungen der Frauenwelt von heute aus der Sucht zu verstehen sein, die Unterschiede der Geschlechter zu verwischen, die Frau nicht nur sozial dem Manne gleichzustellen, sondern in ihrer äußeren Erscheinung dem Manne möglichst anzupassen. Ist diese Sucht der Gleichmacherei eine mehr oder weniger harmlose Zeitkrankheit, oder ist sie das Zeichen einer bedenklichen, weil widernatürlichen Verirrung? Schlatter bemerkt zu 1 Kor 11, 13—15: „Es ist unnatürlich, wenn zwischen einem Frauenkopf und einem Männerkopf kein Unterschied bestehen soll. Schon die Natur macht dies deutlich; denn sie gibt der Frau das lange Haar[10]."

Auch der hl. Paulus wußte, daß es sich bei der an ihn gerichteten Anfrage über die Frauenmode in Korinth nur um eine Unordnung in einer Einzelgemeinde der Kirche handelte. Aber die Angelegenheit gab dem weitschauenden Apostel Anlaß, sich grundsätzlich darüber zu äußern und diese lokale Neuerung in das Licht ihrer letzten Zusammenhänge zu rücken. Gerade darin liegt der übergeschichtliche Wert unseres Abschnittes im ersten Korintherbrief.

Eine Führerin in der neueren Frauenbewegung, Frau Dr. Emanuele L. Meyer, ist leider an der Oberfläche der paulinischen Gedanken haften geblieben und hat darum schwere Vorwürfe gegen den Apostel erhoben. Sie glaubt „ehernen Widerspruch" erheben zu müssen gegen „die traurige Ausdeutung jenes Dokumentes, das das Weib unerbittlich in die Schranken der Inferiorität weist, die ihm damit gezogen sind: 1. Korintherbrief 11, 1—15"[11] „Dieser Brief ist zum ehernen Brustschild und zur Schleuder aller Gegner einer Frauenerhebung und aller Sanierung

[9] Cicero, De officiis I, 28, 100.

[10] Erläuterungen zum Neuen Testament II, 98.

[11] Warum ist Vers 16 unbeachtet geblieben? Vgl. Dr. Emanuele L. Meyer, Vom Amboß meiner Seele. Splitter und Funken. Heilbronn 1921, 137 ff.

der Frauenverhältnisse geworden. Wenn in diesem traurigen Kampfe gegen die Frau kein Scheingrund mehr verfangen will, dann wird dies schwerste Geschoß gegen das Frauentum aufgefahren, und es verschanzt sich der Mann hinter dem Wortlaut dieser Urkunde ... Tausenden empört sich alles Menschen- und Rechtsempfinden und alle Gottesvorstellung vor dieser demütigenden Bindung und Entmündigung. Kein Rütteln und kein Fragen war bislang gestattet, dieser Brief war und ist zur Stunde noch der eiserne Druck auf der Seele Tausender und der Konflikt zahlloser Gewissen." Hätten sich diese temperamentvollen Sätze noch als Kampf gegen eine „rein buchstäbliche Ausdeutung des Apostelbriefes" erklären und darum begreifen lassen, so geht die Verfasserin in ihren weiteren Ausführungen gegen den Apostel selber an, der den 1. Korintherbrief geschrieben hat: „Man m u ß herauslesen das Minderwertige, Geduldete der Frau, die man übel oder wohl in den Neuen Bund hinübernehmen mußte." „Wo Christus zum Weibe spricht, da klingt es von Erlösung und Befreiung, da zieht der Friede ein. Wo P a u l u s redet, weht alte, mosaische Luft für die neue christliche Frau, neuer Wein im alten Schlauche (wohl umgekehrt!), alte Abhängigkeit im neuen Gewande ... Das Weib streckt die Arme sehnsuchtsvoll nach dieser Erlösung (durch Christus), aber das äußere Joch bleibt, vom Apostel neu formuliert." „Es klänge wie Ironie, wenn es nicht Buchstabenwort des Nachapostels wäre."

Wer Paulus und seine Worte 1 Kor 11, 2—16 ganz verstehen will, muß auch Röm 16; 1 Kor 7; Gal 3, 26—28; Apg 16, 13 ff., um nur einige Stellen zu nennen, berücksichtigen. Er wird dann gestehen müssen, daß dieser Apostel durchaus nicht im Mosaismus stecken geblieben ist, was die Befreiung des Frauengeschlechtes angeht. Emanuele Meyer hat es selbst empfunden, daß ihr Urteil über den Korintherbrief schwer mit der Inspiration in Einklang zu bringen ist: „Wir wollen nichts gegen die Inspiration sagen für Lehre und Wahrheit, a b e r m a n m u t e u n s F r a u e n n i c h t z u, e i n e B u c h s t a b e n i n s p i r a t i o n a n z u n e h m e n, d i e a l l e m D e n k e n w i d e r s t r e b t" (140). Diese Berufung auf Buchstabeninspiration ist hinfällig, wenn man den Brief im Sinne E. Meyers verstehen „muß". Es bleibt die Frage: Ist auch ein Paulusbrief inspiriertes Gotteswort? Geht es dann an, so tiefgreifende Gegensätze zwischen der Lehre Christi und seines größten Apostels zu konstruieren? Da liegt doch die Gefahr vor, daß eine persönliche, vorgefaßte Meinung den wahren Sinn des Bibeltextes verdreht und gegen einen Feind kämpft, der nicht existiert. Und wenn einmal ein Wort der göttlichen Offenbarung, soweit es nicht nur zeitgeschichtliche Bedeutung hat, mit unsern

Lieblingsideen nicht in Einklang zu bringen ist, so dürfen wir nicht die Bibel korrigieren oder ihre unbequemen Forderungen ablehnen, sondern müssen uns selbst fragen, ob wir noch auf dem rechten Wege sind. Wem aus dem Gotteswort, auch wenn es in einem Paulusbrief steht, nicht nur „Schwierigkeiten des Verstehens erwachsen, sondern tausend Schmerzen des religiösen Denkens und Empfindens" (138), dessen religiöses Denken und Empfinden ist krank. Das hat Paulus selbst seinem Schüler Timotheus als Kennzeichen einer künftigen Entwicklung prophetisch vorausverkündet: „Es kommt eine Zeit, da werden die Menschen die gesunde Lehre unerträglich finden und sich nach eigenem Geschmack immer neue Lehrer suchen, die dem Ohrenkitzel huldigen; der Wahrheit wird man kein Gehör schenken, aber den Fabeleien sich zuwenden[12]."

In Wirklichkeit handelt es sich in unserem Abschnitt gar nicht um mosaische Gesetzesverpflichtung, sondern um den Kampf des Apostels zur Erhaltung einer Sitte, der sich damals alle vernünftigen Frauen ohne Bedenken anpaßten, von der nur die Frauenrechtlerinnen in Korinth sich glaubten freimachen zu müssen. Paulus zeigt durch die Art und Weise, mit der er die Frage behandelt, daß es ihm gerade um die Bewahrung echter Frauenwürde zu tun war, während jene Christinnen gar nicht zu merken schienen, welcher Schutz ihrer Ehre und ihres christlichen Frauentums verloren ging, wenn sie so unvermittelt eine alte Sitte preisgaben.

Wenn nun jemand aus der Stellung des Völkerapostels zur Frauenmode in Korinth Gesichtspunkte gewinnen möchte zur Beurteilung mancher Verirrungen in der Gegenwart auf diesem Gebiete, so wird er vor allem auf das Grundsätzliche in den Worten des Apostels achten müssen. Mit bloßem Lächerlichmachen etwa des „Bubikopfes" und „Herrenschnittes" ist es nicht getan. Paulus beruft sich auf die Stimme der Natur, in der sich der Wille des Schöpfers offenbart. Wie steht es dann mit der heutigen Sitte der Männer, ihrem Gesicht durch glattes Rasieren ein mehr oder weniger frauenhaftes Aussehen zu geben? Der Bart des Mannes ist doch in gleichem Maße ein unterscheidendes Geschlechtsmerkmal wie das lange Kopfhaar der Frau. Das hat schon Epiktet hervorgehoben: „Hat nicht die Natur selbst gerade durch die Haare Mann und Weib unterschieden? Ruft nicht alsbald von weitem die Natur eines jeden aus uns: ich bin ein Mann[13]?" Daraus folgert Epiktet, daß die Männer den Bart nicht rasieren sollen, ähnlich wie sein Zeitgenosse, der hl. Paulus, sagt, es sei für die Frau eine Ehre, langes Haar zu tragen. Wenn es also

[12] 2 Tim 4, 3—4.
[13] Vgl. Lietzmann, a. a. O. 56.

möglich war, daß jener Zeitgeist des französischen Hofes, der den Mann äußerlich der Frau ähnlich machte durch bartloses Gesicht und langen Perückenzopf, so allgemein sich durchsetzen konnte, daß heute der Geistliche nur mit besonderer Erlaubnis den ihm von der Natur gegebenen Bart tragen darf, so zeigt dieses eine Beispiel, wie schwierig es ist, in ähnlichen Fragen ein gerechtes Urteil zu fällen. Die Frauen könnten leicht die Männer mit deren eigenen Argumenten schlagen.

Mir will aber scheinen, als ob wir bisher das Tiefste noch nicht gefunden hätten, was Paulus 1 Kor 11, 2—16 von Mann und Frau sagt, und als ob wir allzu sehr das Negative heraushörten. Bleiben wir bei dem Negativen im Kampfe des Apostels gegen die korinthische Neuerung stehen, so liegt die Gefahr doppelt nahe, alles ins Triviale oder wenigstens ins geschichtlich Bedingte und damit heute nicht mehr Maßgebende zu ziehen. Paulus sieht in der Sitte, daß der Mann mit unverhülltem Haupte, die Frau dagegen im Schleier vor Gott in der Gemeindeversammlung beten und das Charisma der Prophetengabe ausüben sollte, ein t i e f e s S y m b o l. Darum bringt er die Sitte in Beziehung zum beiderseitigen Verhältnis der Geschlechter zu Christus und Gottvater. Der Mann verkörpert nach seiner vom Schöpfer gegebenen Naturanlage mehr das aktive Element der zwei Geschlechter. Dem entspricht von selbst ein freieres Auftreten ohne Verhüllung des Hauptes. Frauennatur dagegen ist wesenhaft etwas zart Zurückhaltendes, sich nicht Aufdrängendes, sich den Blicken nach Möglichkeit Verschließendes, das empfangende Element der zwei Geschlechter. Nicht, als ob damit geringere Selbsteinschätzung verbunden wäre. Das Gegenteil trifft zu. Jene Frau hat den größten Einfluß auch auf den Mann, die ganz frauenhaft bleibt, während sie sofort zur Opposition reizt, wenn sie den männlichen Typ nachahmen will. Ebenso will keine normale Frau einen weibischen Mann; er verfällt ins Lächerliche.

Frauen sind die Hüterinnen des Kostbarsten in der Schöpfung, des Lebens in seiner feinsten, das grelle Licht noch nicht ertragenden Daseinsweise. Frauen müssen darum selber wie ein Geheimnis sein, vor dem jeder heilige Ehrfurcht empfindet wie vor Gottes Tabernakel. Ein Geheimnis darf nicht profaniert werden. Soll der Mann mehr ein Herold sein und der waffentragende Streiter für Gottes Sache, so ist es echte Frauenart, des göttlichen Gastes in stiller Treue zu warten. So wird wiederum der verhüllende Schleier zum Symbol frauenhaften Wesens, das unverhüllte Haupt zum Symbol wahrer Männlichkeit. Wer auf diese doch wahrlich nicht gesuchten, sondern von der Natur gefügten Zusammenhänge achtet, wird auch eine Sitte zu würdigen verstehen, die sich bei den meisten Völkern findet, die Sitte des B r a u t s c h l e i e r s. Er ist

mehr Symbol als Kleidungsstück. Da, wo die Eigenart der Frau und ihre Aufgabe, Hüterin heiliger Geheimnisse zu werden, indem sie mit ihrem Manne in den Dienst des Schöpfers tritt, einen sinnbildlichen Ausdruck suchen, da hüllt uralte Sitte die Frau in den Schleier. Er soll bedeuten, daß die Braut bisher in jungfräulicher Reinheit gelebt und ihr Frauentum treu gehütet hat. Und wenn eine Frauenseele sich ganz dem Allerhöchsten weiht in der jungfräulichen Brautschaft und Hingabe an Christus, den göttlichen Königssohn, da wird der Schleier ihr dauerndes Ehrenkleid. Sie „nimmt den Schleier". In ihrer Seele sollen noch erhabenere Werte gehütet werden als in der Seele der Verheirateten.

Man braucht die traurigen Tatsachen der Gegenwart auf dem Gebiete der Frauenkleidung und Sittsamkeit nur ins Licht der vorhin angedeuteten Gedanken zu rücken, um ihre Tragweite zu ermessen. Nicht diese oder jene Torheit ist das Bedenkliche; denn sie geht vorüber. Aber die Haltung oder besser der Mangel an Haltung selbst in weitesten katholischen Kreisen muß jeden mit Sorge erfüllen. Wenn ein denkendes Mädchen, eine ihrer Würde bewußte Frau, den wahrhaft apostolischen, nichts weniger als engherzigen Ideen des hl. Paulus nachsinnt, müßte glühende Scham über die Gedankenlosigkeit so vieler Mitschwestern sie packen: „Was nützen alle Errungenschaften der Frauenbewegung, alle Durchsetzung und Anerkennung der Frauenarbeit im öffentlichen Leben, in Wissenschaft und Kunst, was nützt alle höhere Frauenbildung, wenn die Frau im Innersten ihres Seins, im Herzpunkt ihrer Würde, sich selbst untreu ist[14]?"

Um dieses Innerste ihres Seins, um den Herzpunkt ihrer Würde, ging es dem Völkerapostel, als er 1 Kor 11, 2—16 für die korinthischen Frauen schrieb. Er schrieb als Seelsorger. Er schrieb an eine Christengemeinde, die in einer der verrufensten Großstädte der damaligen Welt lebte. Unsere Bischöfe sind ihm gefolgt, als sie ihre „Richtlinien" aufstellten. Aufgabe der katholischen Frauen wäre es, in geschlossener Phalanx hinter ihnen zu stehen, um echtes Frauentum zu schützen. Worin es besteht, hat der Apostel Petrus für alle Zeiten festgelegt, als er den christlichen Frauen der Diaspora Richtlinien über Frauenkleidung gab: „Euer Schmuck sei nicht äußerlich, in Haargeflecht, im Anlegen von Goldschmuck, im Anziehen kostbarer Kleider, nein, es sei die innerliche Herzensbildung des Menschen, mit dem unvergänglichen Kleinod eines sanften und friedvollen Gemütes. Das hat hohen Wert vor Gott[15]."

[14] Dr. Maria Schlüter-Hermkes, in: Katholische Ehe, Düsseldorf 1927, 50.
[15] 1 Petr 3, 3—4.

GEBT DEM VOLKE DIE GEBETE DER KIRCHE

Von Studienrat Dr. Wickert, Trier.

Unter obiger Überschrift brachte das Regensburger „Korrespondenz- und Offertenblatt für die gesamte katholische Geistlichkeit Deutschlands" in Nr. 5 des laufenden Jahrgangs einen von Albert Binsteiner, Benefiziat in Ebersberg (Oberb.), verfaßten Artikel, in dem der Verfasser ausgeht von den großen Mängeln, die das Gebetsleben unseres katholischen Volkes aufweist und die seines Erachtens dringender Abhilfe bedürfen. Für diejenigen, die den Artikel nicht gelesen haben, seien seine beiden ersten Abschnitte hier zitiert. Sie lauten:

„Mich erbarmt des Volkes! Dieses Gefühl und dieser Gedanke drängt sich mir immer wieder auf, wenn ich bei unserem lateinischen Gottesdienste das Volk in hunderterlei Gebetbücher vertieft sehe, von denen die meisten nur verschiedene allgemeine, mehr oder minder sentimentale Privatgebete enthalten. Und der herrliche, unerschöpfliche Inhalt unserer liturgischen Bücher?! Er ist ein verborgener Schatz, ein fast völlig unbekanntes Land für die allermeisten unserer Kirchenbesucher. Und das Traurige: Sie sind sich dessen gar nicht bewußt. Sie haben sich längst an die Armenkost ihrer Privatgebetbücher gewöhnt. Was der Priester betet, was vom Chore gesungen wird, ist ihnen von vornherein ganz gleichgültig, weil sie davon doch nichts verstehen. So führen sie neben dem Priester, ganz abseits von seinem liturgischen Königspalast, in ihrem armseligen Häuschen von Privatgebeten ein ganz eigenes, dem wunderbaren Bau des Kirchenjahres fremdes Gebetsleben. Was wissen sie von all den schönen Festen der Kirche mit ihren prächtigen Meßformularien?

Was wissen sie von einer Weihnachtsmette, von einer Dreikönigs- oder Taufwasserweihe, von einer Trauermette in der Karwoche, von der Karwoche überhaupt; vom Fronleichnamsfeste mit seinen wunderbaren Meß- und Prozessionstexten? Nicht viel mehr als die Namen. Was wissen sie von einer Totenvigil? Nur das eine, daß sie womöglich erst hineingehen, wenn sie aus ist. Von all dem steht in ihren oft so prächtig ausgestatteten Gebetbüchern so ziemlich nichts. Daher beim leichtfertigen Teile der Leute die große Gleichgültigkeit, beim ernsten eifrigen Teile das gesonderte Privatgebetsleben. Das ist unbedingt ein krankhafter, unhaltbarer Zustand, den wir leider schon gar nicht mehr anders wissen. Mich erbarmt des Volkes!"

Das war die Einleitung des Artikels. Der Verfasser kam dann auf die liturgischen Meßbücher von Schott und Kunz zu sprechen, erörterte die Gründe, weshalb sie trotz großer, unverkennbarer Vorzüge nie darauf rechnen könnten, wirkliche Volksgebetbücher zu werden, und rückte dann endlich mit dem eigentlichen Zweck seines Artikels heraus: er teilte mit, daß der Verlag Auer in Donauwörth ein Unternehmen begonnen habe, das den Schattenseiten der bisherigen liturgischen Gebetbücher abzuhelfen verspreche, indem die Texte all der religiösen Feiern, bei denen das Volk im Laufe des Kirchenjahres beteiligt sei, in sieben den einzelnen Teilen des Kirchenjahres angepaßten Einzelbändchen erschei-

nen sollten, also kurz — ein neuer Versuch, durch die Herausgabe eines besseren liturgischen Gebetbuches das Volk zu einer inneren Teilnahme am Gebetsleben der Kirche zu führen. Ob er den Erfolg hat, den der Verfasser des besagten Artikels sich davon verspricht? Ich möchte nicht in allem seinen Optimismus teilen und fürchte, auch dieses von Auer begonnene Unternehmen wird noch nicht das liturgische Volksgebetbuch bringen, aber immerhin — der Versuch mag ruhig gemacht werden, und man wird ihm gewiß gern den besten Erfolg wünschen; denn das schöne und große Ziel, das dem Verfasser und dem Verlag vorschwebt, kann ja gar nicht entschieden und ernst genug angestrebt werden und ist wirklich des Schweißes der Edlen wert.

Ich habe allerdings — und damit komme ich zum Gegenstand meines Artikels — beim Lesen der Überschrift „Gebt dem Volke die Gebete der Kirche" an etwas ganz anderes gedacht. Es gibt ja noch einen Weg, dem Volke die Gebete der Kirche zu geben, ihm die innere Teilnahme am Gebetsleben der Kirche zu ermöglichen, einen Weg, der nichts zu tun hat mit der Herausgabe eines neuen Gebetbuches, der auch gar keine Kosten verursacht, sondern der nur die entschlossene Umstellung einer altgewohnten Praxis verlangt: man gebrauche bei so manchen liturgischen Handlungen nicht die lateinische, sondern für unser deutsches Volk die verständliche deutsche Muttersprache. Ich weiß, daß ich nicht der erste bin, der diesem Vorschlag das Wort redet, weiß auch, daß dieser Vorschlag in geistlichen Kreisen Anhänger und Gegner hat, und von letzteren wird vielleicht mancher gleich entrüsteten Widerspruch erheben, wenn ihm hier dieser radikale — vielleicht sagt er auch — ganz unkirchliche Vorschlag mal wieder zu Gesicht kommt. Trotzdem wage ich es, für meinen Vorschlag zu plädieren, und möchte ihn im folgenden näher erklären und begründen.

Vergegenwärtigen wir uns einmal die in unserer Trierischen Diözese herrschende, jedenfalls vorherrschende Praxis. Bei der Spendung der Taufe beginnen wir mit einigen deutschen Fragen, und dann verläuft die ganze Taufhandlung — das Taufgelübde ausgenommen — unter lateinischen Gebeten. Die Angehörigen des Täuflings und seine Paten stehen dicht vor dem Priester, beobachten genau die einzelnen Zeremonien, die er vornimmt, aber von den sie begleitenden und ihren Sinn erklärenden Worten verstehen sie rein nichts. Was sich diese Leute in der Viertelstunde der Taufhandlung wohl denken mögen? Ich glaube, mit wirklich religiösen Gedanken werden sie sich sehr wenig beschäftigen, vielleicht staunen sie darüber am meisten, wie flüssig ihr Kaplan oder Pastor doch das Latein redet. Für das Volk eine rein passive Assistenz!

Bei der Aussegnung einer Wöchnerin stehen wir wieder unmittelbar vor einer Gruppe von Frauen — auf dem Lande ist es ja vielfach Sitte, daß verwandte oder befreundete Frauen die Wöchnerin zu ihrer Aussegnung in die Kirche begleiten — und der kirchliche Akt der Aussegnung vollzieht sich wieder in vollständig lateinischer Sprache, die auf jede geistige Verbindung zwischen dem Priester und den Anwesenden verzichtet. Was die Kirche bei dieser Gelegenheit denkt und fühlt und betet, das bleibt gewiß den meisten Wöchnerinnen vollständig verschlossen. Kann es uns da wundern, daß in den Städten, wo der einzelne weniger beobachtet ist als auf dem Lande, viele katholische Mütter überhaupt nicht mehr zur Aussegnung kommen? Ein Akademiker, von dem ich bestimmt weiß, daß er und auch seine Frau überzeugte Katholiken sind, fragte mich, als er die Geburt seines ersten Kindes erwartete, was denn eigentlich die katholische Aussegnung bedeute; seine Frau sei unschlüssig, ob sie demnächst auch als Wöchnerin zur Kirche gehen solle und sei in ihr befreundeten Kreisen in negativem Sinne beeinflußt worden. Ich gab ihm unser Rituale und sagte ihm, er möge sich die kirchlichen Gebete einmal ansehen und sie seiner Frau einmal vorübersetzen. Als er mir das Buch zurückgab, fragte er mich: „Aber warum betet man denn diese Gebete nicht deutsch, damit auch unsere Frauen etwas davon haben und wissen, warum sie als Wöchnerinnen zur Kirche kommen?“ — So fragen unsere Laien, sogar unsere gebildeten Laien, und sie haben gewiß recht.

Denken wir an unseren Versehgang. Bei der Spendung der hl. Kommunion kommt vielleicht unsere deutsche Muttersprache noch in etwa zur Geltung, wenn der Geistliche die Vorbereitungs- und Danksagungsgebete dem Kranken laut vorbetet, in vielen Fällen wird auch das unterbleiben. Bei der Spendung der letzten Ölung und der Erteilung der Generalabsolution geht wieder alles lateinisch vor sich — die im Zimmer knienden Angehörigen wissen, daß nun für sie nichts mehr abfällt und beten in die lateinischen Gebete des Priesters — meines Erachtens nicht zur Hebung der ganzen Handlung — ihren Rosenkranz oder eine Litanei hinein. Wir haben wieder ein vollständiges Nebeneinander, eine gänzliche geistige Trennung zwischen dem amtierenden Geistlichen und dem Kranken und seinen Angehörigen. Und diese Trennung ist hier um so bedauernswerter, weil sie besteht in einer Stunde der Not, wo der gläubige Christ sich so vertrauensvoll an seine Kirche klammert, von der er angesichts des Todes wenigstens sein ewiges Heil erwartet. Ich will gewiß nicht sagen, daß der Kranke und Sterbende kein Vertrauen zu seiner Kirche habe, wenn er ihren Stellvertreter in lateinischer Sprache

seines Amtes walten sieht, aber ich lasse es mir auch von keinem ausreden, daß die tröstende und stärkende Wirkung unseres Versehganges für den Kranken und seine Angehörigen bedeutend größer wäre, wenn man ihnen nicht durch die Fremdsprache das unmittelbare Verstehen unserer schönen Kirchengebete vorenthielte.

Und nun unser Begräbnis. Bei der Abholung der Leiche das lateinische De profundis mit zugehöriger Oration, auf dem Wege zur Kirche der lateinische Psalm Miserere, in der Kirche unsere Requiemsmesse mit Choral und die Absolutio ad tumbam, beim Betreten des Friedhofes In paradisum, am Grabe eine Menge lateinischer Gebete und dann — endlich und einzig für unser Volk ein oder drei Vaterunser in deutscher Sprache. Ist das nicht eine sehr stiefmütterliche Behandlung unseres katholischen Volkes bei einem religiösen Vorgang, bei dem es nicht bloß körperlich, sondern auch mit Geist und Seele beteiligt sein möchte? wo tieftrauernde und in Tränen zerfließende Christen und Katholiken auch aus den Gebeten ihrer Kirche etwas heraushören möchten, was lindernden Balsam bedeutete für ihr von Weh und Leid erfülltes Herz? Muß man da nicht auch mit dem eingangs erwähnten Artikelschreiber sagen: „Mich erbarmt des Volkes"? Ist das nicht für den diese lateinischen Gebete verstehenden Priester ein Wohnen in einem „liturgischen Königspalast" oder — ich möchte mit einem anderen Bilde sagen — ein Ausruhen in einer frisches, erquickendes Wasser spendenden Oase, während das der lateinischen Sprache nun einmal unkundige Volk abseits in dürrer, trockener Wüste wandelt? Man erwidere mir nicht, unsere Katholiken empfänden das nicht so, sie nähmen aus unserem lateinischen Begräbnisritus doch mehr heraus, als ich glauben möchte. Doch, unsere Katholiken fühlen und empfinden, daß sie da zu kurz kommen. Die meisten von ihnen haben allerdings nicht den Mut, uns Geistlichen das so offen ins Gesicht zu sagen; aber es gibt auch solche, die mit ihren für uns unangenehmen Vergleichen zwischen katholischer und protestantischer Begräbnisweise ganz offen herausrücken. Solche Kritiken habe ich wenigstens schon öfters gehört, und daß auch andere Konfratres sie zu hören bekommen, zeigen mir die Worte eines Stadtpfarrers, der in einem Kreise von Geistlichen, wo diese Dinge zur Sprache kamen, sagte: „Es tut einem immer leid, wenn unsere Katholiken von einem protestantischen Begräbnis zurückkommen und einem dann sagen: Was war das so schön. Man hört da immer heraus, daß ihnen das protestantische Begräbnis viel besser gefällt als unser katholisches, von dem sie nichts verstehen".

Unser allzu reichlicher Überfluß an Latein beim Gottesdienst sei

noch an einem Beispiel erläutert. Es ist noch nicht lange her, da vertrat ich in einer sehr großen Pfarrei den Pfarrer auf Allerheiligen und hielt den Gottesdienst nach seiner Verordnung: morgens Frühmesse, nachher Hochamt mit Choral, nachmittags lateinische Allerheiligenvesper, im Anschluß daran lateinische Allerseelenvesper, im Anschluß daran Einsegnung der Gräber: d. h. Prozession aller Anwesenden zum Friedhofe, unterwegs Absingen des lateinischen Psalmes Miserere, am Denkmal für die gefallenen Krieger lateinisches Libera mit den dazu gehörigen lateinischen Orationen und dann — endlich, endlich das erste deutsche Wort, das erste allen verständliche Lied: „Ihr Trauernden, stillet die Tränen." Ich muß sagen: ich habe für die Leute ordentlich aufgeatmet, als nun endlich bei einem nahezu zweistündigen Gottesdienst das erste Wort fiel, das groß und klein in dieser zahlreichen Menge einmal verstand, und an der Wucht, mit der das Lied gesungen wurde, konnte man es mehr als deutlich heraushören: auch die Leute brannten darauf, daß sie nach diesem stundenlangen Latein nun auch einmal zu Wort kamen und etwas singen durften, worin ihre Allerheiligen- und Allerseelenstimmung zum Ausdruck kam. Ich muß offen gestehen: ich war von diesem Allerheiligengottesdienst recht wenig befriedigt, ich sagte mir im stillen: wer an einem solchen im Latein geradezu erstickten Festtag nicht fühlt, daß wir unser Volk dabei viel zu kurz kommen lassen, dem geht offenbar jede Fähigkeit ab, sich in die Lage unseres Volkes auch nur einigermaßen hineinzufühlen.

Ich möchte glauben, es genüge fast zur Begründung meines Vorschlages, wenn man die erwähnten liturgischen Handlungen ins Auge faßt und sich vergegenwärtigt, wie da Priester und Gläubige eine betende religiöse Einheit bilden sollten, aber infolge der lateinischen Sprache zu nichts weniger als einer wirklichen Einheit kommen. Wir Geistliche denken uns m. E. viel zu wenig in die Tatsache hinein, daß die uns geläufige lateinische Sprache dem Volke eben total fremd und ebenso wenig imstande ist, irgend eine Saite seines Herzens anzuschlagen als wenn man uns etwas auf Chinesisch vorbetete und erwartete, daß wir uns dabei erbauten. Fragen wir uns doch einmal ehrlich, wie der in seiner lateinischen Übersetzung ungenießbare Psalm 67 auf uns wirkt, wenn wir ihn allwöchentlich im Donnerstagoffizium beten — er wird auch durch die häufige Wiederholung nicht genießbarer und wirkungsvoller —, und doch verstehen wir bei ihm immerhin noch die Worte, wenn auch keinen Sinn. Wie soll es da unserem katholischen Volke gelingen, sich zu erbauen und geistig mitzutun, wenn ihm jahraus, jahrein bei so manchen

liturgischen Handlungen sowohl die Worte wie ihr Sinn eine große Unbekannte sind und bleiben. Mir scheint auch das „ein krankhafter unhaltbarer Zustand" zu sein, den wir als solchen erkennen und auf dessen Abhilfe wir im Interesse unseres katholischen Volkes ernstlich sinnen müßten.

Aber ich weiß — man kommt mir da mit mancherlei Einwänden. Da sagt der eine: „Die Sache ist halb so schlimm; es geschieht ja schon allerlei, um das Volk mit unseren lateinischen Gebeten bekanntzumachen. Ich gebe z. B. als Pfarrer meinen Wöchnerinnen, wenn sie zur Aussegnung kommen, einen Zettel in die Hand, wo die lateinischen Gebete übersetzt sind, und dann betet die Frau die Gebete deutsch mit, während ich sie lateinisch bete." Es ist gewiß anzuerkennen, daß in dieser Methode, wenn sie auch immer noch ein Nebeneinander ist, gegenüber früher ein Fortschritt liegt, aber wie weit ist diese Methode verbreitet? Wo findet man diese Zettel, und wo findet man das separate Heftchen „Vorschriften und Gebete für den Kanzelgebrauch in der Diözese Trier" mit der darin gebotenen Übersetzung? Ich habe schon öfters, wenn ich bei Vertretungen in Pfarreien eine Aussegnung vorzunehmen hatte, den ganzen Bücherbestand in der Sakristei nach diesen Zetteln oder diesem Heftchen durchsucht und sie nicht gefunden und mußte schließlich wohl oder übel mit dem lateinischen Text allein mich begnügen. Die Sache ist nur dann wirklich geregelt, wenn die Übersetzung in das Rituale aufgenommen wird, wo sie hingehört, und die beste Regelung wäre m. E. die, daß die ganze Zeremonie der Aussegnung in vollständig deutscher Sprache vor sich ginge.

Ein anderer meint, die erwähnten liturgischen Handlungen würden gewiß an Würde verlieren, wenn sie verdeutscht würden. Durch die sakrale lateinische Sprache liege doch über diesen Handlungen eine eindrucksvolle überirdische Weihe, die durch die profane Volkssprache zerstört würde, erst recht, wenn der amtierende Geistliche es an einer würdigen, andächtigen Rezitierung der deutschen Gebete fehlen lasse. Darauf möchte ich antworten, daß mir die durch die Fremdheit der Sprache erzielte sakrale Würde allzu teuer erkauft scheint, wenn sie so bedauerlich auf Kosten des Verständnisses und der inneren Teilnahme des Volkes geht. Und die Geistlichen, denen es bei den liturgischen Handlungen an der nötigen Korrektheit fehlt, könnten, wie ich glaube, gar nicht besser kuriert werden, als wenn nächstens auch das Volk in solchen Fällen zum Richter darüber werden könnte, wie flüchtig ihr Geistlicher über den Text der Gebete hinwegeilt. Ich bin überzeugt, daß beim Rezitieren deutscher Gebete nicht soviele Silben oder gar Wörter

daran glauben müßten, wie es bei dem lateinischen Rezitieren geschieht oder wenigstens geschehen kann, weil man eben die Kritik der sprachunkundigen Öffentlichkeit weniger zu fürchten hat.

Und wieder ein anderer betont das Prinzip der kathol. Einheit und Einheitlichkeit: es sei doch etwas Schönes, daß in der betenden kathol. Kirche eine Sprache herrsche, die als ein einigendes Band all ihre Glieder umschlinge und ein sinniges, ausdrucksvolles Symbol ihrer Glaubenseinheit sei. Aber — gibt es denn wirklich eine Kultsprache in der kathol. Kirche? Wenn wir den christlichen Orient, soweit er römisch-katholisch ist, in den Begriff Kirche einbeziehen — und er gehört doch ohne Frage dazu —, dann gibt es ja sogar eine ganze Reihe von Sprachen, die die Kirche auch für den offiziellen Gottesdienst zugelassen hat, und selbst in unserem Abendlande kann man von einer wirklichen, streng durchgeführten Einheit und Einheitlichkeit bezüglich der Kultsprache keineswegs reden. Denken wir nur an unsere deutschen Diözesen, da ist ja gerade bei den in diesem Artikel erwähnten liturgischen Handlungen das Prinzip der Einheitlichkeit längst durchbrochen. In den Diözesen Mainz und Limburg habe ich Taufen, Versehgängen und Begräbnissen beigewohnt, die vollständig in deutscher Sprache vorgenommen wurden, und im Norden wie im Süden unseres katholischen Deutschland scheut man den Gebrauch unserer deutschen Muttersprache bei weitem nicht so ängstlich, wie wir es in unserer Trierer Diözese immer noch tun.

„Gebt dem Volke die Gebete der Kirche" — dieser berechtigte Wunsch hat auf der letzten Trierer Diözesansynode eine Rolle gespielt, blieb aber leider unerfüllt und unerledigt. Man betrachtet ihn seitdem als vertagt: möge er nicht ad calendas graecas vertagt bleiben!

WIE EINE KIRCHENMALEREI BESCHAFFEN SEIN SOLL.

Eine Kritik von Dr. G. Ischanus, L.

Anm. Die Schriftleitung hält manche Ausführungen des Verfassers noch nicht für endgültig abschließend; sie veröffentlicht den Aufsatz aber als sehr wertvollen Beitrag zu einem Gegenstande, der vielen Confratres ernste Sorge bereitet. Die zum Ausgangspunkte der Darlegungen gewählte Kapelle liegt nicht in der Diözese Trier, sondern in der Heimatdiözese des Herrn Verfassers.

Die Schriftleitung.

Jüngst besuchte ich — der Pseudonym von oben — einen guten Freund aus alter Zeit, der als Seelsorger an einem Institut angestellt ist. Die Anstaltskapelle war vor kurzem dekoriert worden nicht bloß in rein dekorativer, sondern auch in figuraler Malerei; letzteres am Triumphbogen und im Chor. Der Herr Rektor zeigte mir die eben fertiggestellte Arbeit und bat mich, ihm meine Ansicht über das Ganze mitzuteilen. Er selbst schien mit der Ausschmückung nicht durchaus zufrieden zu sein; der Maler sei der Anstalt aufgedrängt worden; derselbe habe nur an den Figuren gearbeitet, in allem andern sich durch einen Arbeiter, mitunter durch zwei vertreten lassen; jeden wohlgemeinten Rat habe er abgewiesen mit der Bemerkung, das sei nicht mehr modern; übrigens habe er nur den Auftrag gehabt, die vorhandene Dekoration zu retuschieren; vor etwa 25 Jahren sei die Kapelle von mehreren einheimischen Künstlern gemalt und dekoriert worden; das damals herrliche Werk sei aber im Laufe dieser Jahre so sehr abgeblaßt, daß eine Auffrischung höchst wünschenswert erschien. Doch habe sich der jetzige Dekorateur nicht an die Bestellung gehalten, wie denn jeder Künstler etwas Neues zu schaffen wünsche.

Ich würde, meinte mein Freund, dem Hochwürdigen Klerus einen Dienst erweisen, wenn ich für einen weiteren Kreis nicht bloß diese Arbeit bespräche, sondern auch die Grundsätze zusammenfaßte, die bei der dekorativen Ausschmückung eines Gotteshauses in Betracht kommen. Die volle Wahrheit solle ich sagen; denn was über diese oder jene Malerei in den Zeitungen und Zeitschriften berichtet wird, sei in der Regel nur Schmeichelei an die Adresse dieses oder jenes Künstlers, als ob's bestellte Arbeit wäre.

Dem Wunsche des lieben Freundes soll hiermit entsprochen werden. Im Verlauf der Darstellung soll sogar das Zwiegespräch zum Teil zur Wiederholung kommen, das damals zwischen uns beiden gewechselt wurde.

1.

An erster Stelle stellt sich die Frage nach der Maltechnik. Und da können für eine Wandmalerei in Betracht kommen 1. Ölfarben, 2. Tempera, 3. Wachsfarben, 4. al fresco, 5. Kasein, 6. das Keim'sche Farbenmaterial. Aquarell und Gouache sind von vornherein auszuschließen, da diese als Malgrund nur Papier oder ein ähnliches Substrat haben.

Die Ölfarbe — mit Leinöl, Mohnöl, Nußöl als Bindemittel — behält, wenn sie getrocknet ist, genau dasselbe Volumen und Aussehen, welches sie vorher im frischen und nassen Zustand hatte, während bei allen andern Arten der Malerei die trockene Farbe ein anderes Aussehen hat als die nasse Farbe. In dieser Hinsicht setzt sie dem Können des Malers die wenigsten Schwierigkeiten entgegen und fordert darum eine weniger vollendete Technik als manche andere Malart. Außerdem gibt die Ölmalerei in bezug auf Farbe und den Charakter des Gegenstandes die feinsten Nuancen wieder. Die Malerpalette wurde darum um ein Erhebliches bereichert, als gegen 1410 van Eyck die Öltechnik wesentlich verbesserte. Doch nur für die Tafelmalerei sollte sie sich dauernd bewähren. Für die Wandmalerei, auf welche sie erst im 16. Jahrhundert von den großen Meistern der Renaissance angewendet wurde, eignet sie sich weniger. Jede Ölfarbe hat die Neigung nachzudunkeln bezw. nachzubräunen, namentlich dann, wenn sie gegen den Zutritt von Licht und reiner Luft abgeschlossen ist. Das Pflanzenöl — um das handelt es sich — ist übrigens wie die Pflanze selbst der Zerstörung unterworfen, und dieser Mangel an Festigkeit wird sich auf die Dauer am Werke selbst fühlbar machen. Lionardos wundervolles Abendmahl im Refektorium der Dominikaner zu Santa Maria delle Grazie in Mailand (1498) ist heute eine Ruine. Den ersten Grund zum Verfall legte der Künstler selbst durch die Anwendung der Ölfarbe.

Ähnliches hat man in der zur Besprechung stehenden Kapelle erfahren. Vor kaum 25 Jahren wurde von kundigen Händen die erste Malerei in Ölfarbe angebracht; dieselbe war im Laufe der Zeiten so abgeblaßt, daß das ganze wie in schmutziges Wasser getaucht aussah. Die Erfahrung hätte ein deutlicher Fingerzeig für die Anwendung einer andern Farbentechnik sein müssen. Es scheint doch unverzeihlich, alle 25 Jahre dieselbe hohe Summe zu verausgaben für die einfache Dekoration eines Gotteshauses, wenigstens dann, wenn sich die Notwendigkeit einer Erneuerung vermeiden läßt.

Welche Art wird in Anwendung zu bringen sein?

Die Temperamalerei? Sie wendet als Bindemittel Eiweiß, Eigelb, Gummi arabicum, überhaupt vegetalischen und animalischen Leim in verschiedener Mischung an. Auch ermöglicht sie eine scharfe Angabe der Linienführung und wegen der einfachen Technik einen zugleich edlen und feinen Ton. Sie war schon in der romanischen Zeit in Gebrauch, wurde seit 1350 nur mehr selten angewendet und gelangte erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts wieder zu größerem Ansehen.

Allein die Temperamalerei ist nur verwendbar in Räumen, die weder an großem Temperaturwechsel leiden noch irgendwelche Feuchtigkeit an oder in die Wände kommen lassen. Aus diesem Grunde waren die Mauern der erwähnten Kapelle nicht geeignet zur Aufnahme von Tempera. Der Hauch der vielen Anwesenden läßt sich als Feuchtigkeit auf den inneren Wänden nieder und wirkt zerstörend auf die Malerei ein; zudem zeigt ein Blick auf die unteren Mauerteile der Nordseite, daß Feuchtigkeit von außen oder vom Boden aus in dieselben eindringt, um das Zerstörungswerk fortzusetzen.

Ist es etwa die Ölwachsfarben-Malerei, welche hier ihre Anwendung hätte finden müssen? Von der eigentlichen Wachsmalerei oder Enkaustik, bei welcher die Farbe mit fließendem Wachs angemacht, warm aufgetragen und dann mit heißen Walzen und dergl. eingebrannt wurde, kann nicht die Rede sein, da diese in der altchristlichen Zeit öfters, im frühen Mittelalter häufig, seit dem 15. Jahrhundert seltener vorkommende Kunst später ganz verlorengegangen ist.

Die Ölwachsmalerei, eine Erfindung des Professors Andreas Muller in Düsseldorf, wird nicht selten zu monumentalem und dekorativem Schmuck in Verbindung mit der Architektur gebraucht. Sie stellt, ohne zu glänzen, den ganzen Farbenreichtum der Ölmalerei zur Verfügung. Doch widersteht sie nicht länger den Einflüssen der Witterung als die Ölfarbe; zudem fordert sie wie das Fresko eine sehr geübte Hand und ist darum für unseren in Betracht kommenden Zweck auszuschalten.

So wird denn also die Freskomalerei als die vorzüglichste sich aufdrängen. Wer an Remagen am Rhein vorbeikommt, wird es nicht unterlassen, die herrlichen, von Ittenbach, Deger und Muller geschaffenen Fresken in der Apollinariskirche sich anzusehen; in Aachen wird er die meisterhaften Fresken bewundern, mit welchen Rethel, Kehrer und Baur den Krönungssaal des auf den Grundmauern des karolingischen Kaiserpalastes erbauten Rathauses ausschmückten.

Die uns erhaltenen Wandbilder des Altertums, der Ägypter, Griechen, Etrusker, Römer sind Fresken, wie auch die altchristlichen Bilder der Katakomben. In Freskomalerei haben die italienischen Meister der

Renaissance unsterbliche Werte geschaffen. Später ging auch die Technik verloren. Von deutschen Künstlern — Cornelius, Overbeck — wurde sie in Rom gegen 1800 wieder ins Leben gerufen, ohne daß man indes die frühere Fertigkeit wiedergewonnen hätte.

Auf den frisch aufgetragenen Mörtelbewurf (al fresco) einer Wand werden die dafür geeigneten, nur mit Wasser angemachten Farben aufgetragen. Zu letzteren gehören solche Farben, die sich mit dem Kalk ohne Veränderung ihrer Natur verbinden, also meist erdige, nur einige aus dem Pflanzenreich. Das Bindemittel ist der kaustische Kalk des Mörtels, der sich in Verbindung mit der Luft derart verhärtet, daß die Wasserfarben weder trocken noch naß auslöschbar sind. Zwar ermöglicht die Freskomalerei schöne, harmonische Farbenwirkung, wie die Werke Rafaels und die Decke der Sixtina beweisen, allein Farbenglut, Transparenz, zarte Übergänge und Harmonie lassen sich beim Fresko wie etwa bei der Ölmalerei durch Übermalen und Lasieren nicht bewirken; darum nötigt sie, den Schwerpunkt der Darstellungen in die Zeichnung und Komposition zu legen und wird so ihrem Wesen nach das geeignetste Mittel für Wandmalerei. Wenn auch im Norden wegen des feuchten Klimas, zumal an offenen Stellen, die Dauer des Fresko eine geringere ist, so ist doch im allgemeinen diese Malart an Haltbarkeit wie auch an künstlerischer Wirkung bis jetzt nicht übertroffen.

Freilich entbehrt sie nicht der Schwierigkeiten. Da nur ein feuchter Untergrund dienen kann, muß das angefangene Stück an demselben Tage fertiggestellt werden; die naß aufgetragenen Farben sind dunkler als in trockenem Zustande, so daß der Künstler nur aus längerer Erfahrung wissen kann, wie sich die jetzt angebrachten Farben später ausnehmen werden; bei der stückweisen Ausführung kann der Maler nicht frei nach Skizzen arbeiten, sondern muß erst das Bild in Originalgröße auf Papier entwerfen, um es dann auf der Mauer zu reproduzieren, indes ein kleineres Farbenbild ihm das Kolorit angibt. Zudem stellt das Fresko bedeutend höhere Ansprüche an die Kasse des Bestellers als jedes andere Malverfahren.

Das mögen wohl auch die Gründe sein, warum heute abermals die Freskotechnik zurückgedrängt ist und man nicht allzuviele Künstler antreffen wird, die al fresco zu malen imstande sind.

Als Ersatz der Fresko-Wandmalerei wird wegen leichterer Herstellung in trockenen Innenräumen öfters Kaseinmalerei angewendet. Als Bindemittel dient bei derselben das aus der Kuhmilch gewonnene Kasein mit Wasser und gebranntem Kalk. Allein da eine Kirche nur selten einen allzeit trockenen Innenraum darstellt, namentlich in

unseren Gegenden, so muß auch die Kaseinmalerei als probates Ausschmückungsmittel für das Gotteshaus in der Regel ausgeschaltet werden. Das ist wenigstens die Anschauung mancher Kunstkenner. Andere sind der entgegengesetzten Ansicht: es gebe Beispiele von sehr guter Konservierung, schlechter Zustand des Mauerwerkes und Feuchtigkeit, auch als Folge ungenügender Lüftung, ruiniere schließlich jede Malerei. Es scheint in der Tat, daß die Maler und technischen Arbeiter der sogenannten Beuroner Schule sich auf Kasein festgelegt haben. Nach den Erfahrungen des bekannten Fr. Notker soll das Kasein auf dieselbe Stufe zu stellen sein wie die Keim'schen Mineralfarben, vielleicht infolge besonderer Ingredienzien. Sicherlich würde der gewissenhafte Ordensmann es nicht gewagt haben, große monumentale, kostspielige Kirchenmalereien in minderwertiger Mischung auszuführen.

Nach Ansicht der meisten erscheint für die Kirchenmalerei die Mineralmalweise mit den sog. K e i m ' s c h e n F a r b e n alles in allem als die sicherste und beste. Sie geschieht al secco, d. i. auf trockenen Anwurf und ermöglicht sowohl eine genaue Zeichnung wie ein vorzügliches Kolorit. Über dem geglätteten Kalkgrund wird ein eigener Malgrund geschaffen und mit einer chemischen Flüssigkeit wiederholt durchtränkt. Auf diesen Grund werden die mineralischen Farben aufgetragen. Diese dringen in die Masse und werden, nachdem nach Fertigstellung das Bild durch eine Lösung von Wasserglas fixiert ist, wetterfest und unzerstörbar, so daß sie allen Einflüssen der Witterung andauernd Widerstand leisten. Dafür steht als Beweis die fünfzigjährige Erfahrung, welche dieses nach seinem Erfinder Prof. Dr. Adolf Keim benannte, von der Königlichen Akademie der bildenden Künste in München 1882 empfohlene Verfahren aufweist.

Bei der Keim'schen Technik sind alle der Verwesung entgegengehenden und entgegenführenden Stoffe, sowohl vegetabilische wie animalische, ausgeschlossen, und zwar sowohl im F a r b e n p u l v e r wie im B i n d e m i t t e l. Als Färbstoffe werden keine organischen, seien es pflanzliche (Holzlacke, früher Anilin) oder tierische (Cochenille-Lack) verwendet, sondern nur anorganische und damit feste und dauerhafte, Erd- oder Mineralfarben. Als Bindemittel dient nicht Pflanzenöl, Eiweiß, Kasein oder irgend ein anderes aus organischen Wesen gewonnenes und darum verwesliches Element, sondern ein Gemisch aus Mineralingredienzien: Kieselsäure, Flußspat, Zinkoxyd, Glaspulver, Stoffe, die sich beim Auftragen auf trockenen Verputz mit Kalk und Sand, namentlich mit kieselhaltigem Moselsand so fest verbinden, daß sie eine unzerstörbare gemeinsame Masse bilden. Diese reinen Mineralstoffe haben außerdem den Vor-

teil, daß sie im Gegensatz zum Öl usw. der Mauer ihre Durchlässigkeit wahren und der normalen Ausdünstung kein Hindernis entgegenstellen. Die Kosten stellen sich kaum höher als bei der Ölfarbe.

2.

Die unteren, der Erde nahen Flächen und Glieder fordern tiefere, dunklere Töne und Farben, während die Farben nach oben heller, weicher, duftiger werden. Diese Regel gilt für alle Baugliedder, seien es Mauern, Pfeiler oder Säulen, bei letzteren schon wegen des Sockels. Die Erde scheint an und für sich dunkel abgetönt: die ihr zunächst liegenden Bauteile dürfen in keinem zu großen Abstand von ihr stehen. Zudem muß der untere Teil die ganze Malfläche sozusagen tragen; darum bildet er das Fundament und muß als solches, soll er anders seinem Zweck entsprechen, mit einer gewissen Kraft und Stärke in die Erscheinung treten.

Wenn man aber fragt, welche Farben als hoch oder hell, welche als tief oder dunkel zu gelten haben, so bietet die Antwort weder dem Physiologen noch dem modernen Photographen irgendwelche Schwierigkeit. Schwarz, Braun, Blau und Violett sind als dunkle Farben anzusehen; die drei letzteren können durch ihre Verbindung mit Schwarz eine noch dunklere Nuancierung erhalten, wie auch dem Grün eine Schattierung ins Dunkel beigegeben werden kann. Setzt man den Lichtwert von Weiß mit 12 Punkten an, so hat Gelb 9, Orange 8, Rot 6, Grün 6, Blau 2, Violett 3, Schwarz 0 Punkte. Nach der Berechnung der Physiologen würde demgemäß Rot auf derselben Linie stehen wie Grün, denselben Lichtwert haben, auf dieselbe Entfernung sichtbar sein, und doch ist bekannt, daß helleuchtendes Rot auf eine größere Entfernung gesehen wird als ebenso kräftiges Grün. Wahr ist, daß Grün in größerem Ausmaß in der Natur vertreten ist als Rot, daß darum ein roter Gegenstand infolge des direkten Gegensatzes zu seiner Umgebung im allgemeinen auffälliger sein wird als ein güner. Trotzdem wird ein Übermaß von Kraft in Rot, wenn wir es mit Grün vergleichen, nicht abzuleugnen sein.

Das lehren denn auch die neuesten Errungenschaften der Photographie mit den farbenempfindlichen Platten. Bis vor kurzem war die orthochromatische Photographie etwas Unbekanntes: Violett und Blau wurden auf der Platte weiß wiedergegeben; Rot, Gelb und Grün erschienen fast wie Schwarz. Dadurch wurden beispielsweise die Sommersprossen im Angesicht anstatt vertuscht, noch mehr hervorgehoben; auch mußte die ganze Reproduktionsart ihrer Natur nach störend wirken, weil Blau und Violett für das Auge dunkle, Rot, Gelb und Grün dagegen helle

Töne sind. Infolge der farbenempfindlichen Platte ist heute der Photograph imstande, nicht bloß die Linien und Konturen der Gestalten, sondern auch den Lichtwert der einzelnen Farben wiederzugeben, indem etwa eine weiße Kamille in der Aufnahme weiß erscheint, eine gelbe Schwertlilie lichtgrau, eine rote Vase grau, ein grüner Fußboden tiefgrau, eine tief violettlich-blaue Vase tiefgrau oder schwärzlich. An der Hand dieser Angaben ist es leicht, die dunklen von den hellen Farben zu unterscheiden, ja den Eindruck, den die einzelnen Farben aufs Auge machen, genau anzugeben. Diese zweite Regel findet sich in der zu beurteilenden Räumlichkeit größtenteils beobachtet, indem der untere Teil der Mauern einen braunen, der höhere einen lichtgrauen, die Decke einen noch lichteren Ton aufweist. Aber auch nur für die Mauern ist dies der Fall. Denn „sehen Sie dort den Triumphbogen, der an und für sich wegen seiner mächtigen Architektur geeignet ist, eine vielsagende malerische Dekoration aufzunehmen. Die untere Hälfte desselben ist stilgerecht dekoriert, um so mehr, als er dieselbe Dekoration wie die sich anschließende Mauer aufweist; dann aber beginnt's im obern Teil dunkel zu werden, immer dunkler, als ob drohend schwarze Gewitterwolken tief am Himmel niederhingen. Ist das nicht der Eindruck, den die Wolken des Triumphbogens auf den Eintretenden machen?" „Ja, das haben schon mehrere gesagt, welche in's Gotteshaus eintraten, und nicht bloß solche, welche etwas von Kunst zu verstehen glauben."

„Sehr wahrscheinlich werden noch manche andere dieselbe Bemerkung machen, und es ist immer etwas Mißliches, für Fehler büßen zu müssen, die andere begangen haben, und wären es auch nur Kunstfehler."

3.

Als weiteres Gesetz muß gelten, daß der Charakter der baulichen Glieder auch möglichst durch den physiologischen Wert der Farben vertreten werde. In bezug auf die baulichen Glieder unterscheidet man tragende, stützende, zumal schwer belastete und getragene. Zu den ersteren gehören die Kragsteine, Pfeiler, Säulen und Lisenen, zu den letzteren die Decken, Gewölbe, Gurtbogen. Auch die Wände werden mit Vorteil meist zu den getragenen Partien gerechnet, eine Auffassung, die in der Gotik ihre volle Berechtigung hat, weil hier der ganze Aufbau wesentlich aus den Pfeilern, Säulen und Gewölben besteht, indes die Mauern nur als Füllwerk gelten. Aber auch bei den anderen Stilarten ist diese Auffassung ideell nicht unberechtigt, weil die Mauer ja auch — selbst im romanischen Stil — den Zweck hat, seitlichen Schutz zu gewähren, zu trennen, von der Außenwelt zu scheiden.

Anderseits erscheinen die dunkleren Töne als schwere, die hellen als leichtere Farben. Haben die Gewitterwolken dazu beigetragen, diese Anschauung und die damit verbundene Empfindung zu schaffen? Je dunkler die Wolken, desto tiefer steigen sie ob ihrer natürlichen Schwere auf die Erde nieder, während die helleren und leichteren sich hoch am Himmel bewegen.

Es liegt darum nahe, die tragenden Bauteile kräftiger zu betonen und mit den schwereren oder dunklen Farben auszuzeichnen, damit die Partien, die als tragend stärker, solider, widerstandsfähiger sind als die anderen, es auch zu sein scheinen; die getragenen werden demgemäß leichtere oder hellere Farben erhalten, Im großen ganzen hat der Maler diese Grundsätze bei der Dekoration dieses kleinen Gotteshauses eingehalten. Über die Mauern mit ihren leichteren Tönen im oberen Teil haben wir bereits gesprochen; die netten korinthischen, sich an die Lisenen anlehnenden Säulchen oder Halbsäulchen weisen eine dunklere Färbung als ihre nächste getragene Umgebung auf. Die Lisenen, jene viereckigen, vorstehenden, aufsteigenden Wandstreifen — zum Unterschied von den Pilastern ohne Kapitäl und selbständigen Fuß — tragen freilich dieselbe lichte Farbennuance wie die umgebende Wand. Ob mit Recht! Dürften sie vielleicht deshalb auf das dunklere Gewand verzichten, weil die ihnen vorstehenden Säulchen als eigentliche Träger auftreten, sie selbst darum als bloße Ornamente anzusehen sind? Allein ihrer Natur nach sind die Lisenen zum Tragen und Stützen bestimmt, aus ihnen hat sich der Strebepfeiler entwickelt, und immer erwecken sie wenigstens den Anschein des Tragens. Übrigens tragen hier die Lisenen nicht bloß das mächtig ausholende Kranzgesims, sondern auch die Gurtbogen der Spitzbogen-Tonnendecke. Ob sie deshalb nicht einen dunkleren Ton aufweisen müßten? Fügen wir hinzu, daß auch die K r a g s t e i n e, ihrer Aufgabe des Tragens entsprechend, kräftiger betont sein dürften.

4.

Bei der Wahl der Farben ist es von durchschlagender Bedeutung, daß ein e i n h e i t l i c h e r G r u n d t o n oder H a u p t a k k o r d festgehalten werde, der vor allem seiner Ausdehnung nach als maßgebend wirkt und auf den alle übrigen Töne und Kontraste bemessen sind. Vonnöten ist, daß eine harmonische Wirkung entstehe, und das um so mehr, als hier die Übergänge, die bei der Tafelmalerei so wichtig sind, großenteils fortfallen.

Aus der Farbenlehre sei hier nur bemerkt, daß die Farben, welche im Spektrum nahe beieinander liegen, ohne zu derselben Farbe zu ge-

hören, schlechte Verbindungen eingehen, selbst wenn sie um ein klein wenig vom satten Ton abweichen. So wirken in der Zusammenstellung nicht gut: Grün und Blau, Blau und Violett, Violett und Rot, Rot und Orange, Orange und Gelb, Gelb und Grün, wenngleich sich die Kombinationen von gleichem Abstand nicht in derselben Weise verhalten, indem z. B. Ultramarin und Grün ungünstiger wirken als deren Komplementärfarben: Orange und Rot. Auf den Grund dieser mangelhaften Verbindungen sei jetzt nicht eingegangen. Das Remedium aber liegt nicht ferne: Man trenne die streitenden Farben durch neutrale Konturen oder man lasse eine derselben bzw. beide in einem größeren Helligkeitsgrad oder auch als gebrochen auftreten.

Oft genügt eine Kleinigkeit, meint ein Künstler, um zwei Farben, die nicht miteinander harmonieren, in einen wundervollen Einklang zu bringen. Dieser dominierende einheitliche Farbenton läßt sich leicht s y m b o l i s c h ausdeuten, indem dadurch eine übernatürliche Idee veranschaulicht wird, ein Moment, das sinnige Künstler wohl zu verwerten wissen. So drückt die grüne Farbe (etwa im Langhaus) die Hoffnung auf die himmlischen Güter aus, das Erbteil derjenigen, welche gläubig in das Gotteshaus eintreten, indes das vorherrschende Rot (etwa im Chor) unsere Liebe zum heiligsten Sakrament wie auch die Liebe des Erlöserherzens widerspiegelt.

Wenn auch letzteres Moment in unserer Kapelle fehlt, so ist doch erstere Regel eingehalten. Als Grundton gilt das neutrale Grau, eigentlich Lichtgrau, von dem aus die übrigen Farben keinen Mißklang ergeben. In unmittelbarer Verbindung, fast in derselben Stärke und Ausdehnung, sehen wir Braun und tiefes Grün, Braun und Grau, Gold und Caput mortuum: alles gute Verbindungen. Leider fehlt an den beiden Seiten des Triumphbogens der Übergang von den schwarzdunklen Wolken in die lichte Steinzeichnung hinein sowohl was das Kolorit als was das Ornament betrifft. Leicht wäre es gewesen, den verbindenden Fries zu zeichnen oder noch besser, dem unteren Teil des Triumphbogens eine andere Dekoration zu geben als den umliegenden Mauern. In letzterem Falle dürfte die Ausschmückung an Schönheit nicht wenig gewonnen haben.

5.

In betreff der Farbennuancen (hell oder dunkel) sind die L i c h t - u n d S c h a t t e n v e r h ä l t n i s s e des Raumes zu berücksichtigen. Für lichtschwache Räume empfiehlt sich in der Regel eine tiefer gehaltene Farbengebung, die allerdings nicht allzu tief sein darf, während in hellen

eine lichtere und frischere zweckmäßig ist, so daß als Norm gilt: Hell zu hell, dunkel zu dunkel. Der Grund liegt in der verschiedenen Einwirkung der Lichtstrahlen. Mit den helleren Farben verbindet sich vorteilhaft das Sonnenlicht, mildert sogar das zu Grelle und Harte. Das wußten die Meister der Renaissancebauten gar wohl. Durch die hellen, unbemalten Fenster fiel das Sonnenlicht auf das Gold ihrer Ornamente im Innern des Domes und erzeugte darin eine Pracht und Wärme, die geradezu feenhaft wirkte. Im milden Dämmerlicht erscheinen dunkle Töne tiefer, durchsichtiger und saftiger; ein helles starkes Licht liegt auf dunklen Farbentönen wie ein grauer Schimmer, erschwert dem Auge das Erkennen der Nuancen und stört somit die farbige Wirkung. Das weiß übrigens jeder, der Bilder mit verschiedenen Farben in einem Schaufenster auszustellen oder in einem Zimmer aufzuhängen hat: die Hellen ins Licht, die Dunkleren in den Schatten.

In manchen Kirchen ist das Chor oder eine Nebenkapelle wegen der gemalten Fenster dunkler als das Längsschiff, in anderen heller aus dem entgegengesetzten Grunde. Dieser Unterschied wird in den dunkleren, mehr gedämpften oder lichteren Farbentönen sein Echo finden. Freilich darf in einer schon dunklen Räumlichkeit die tiefe Farbe nicht so dunkel sein, daß der Raum zum Lesen ungenügend Helligkeit bietet. Aus ähnlichem Grunde kleidet man dunkle Zimmer in helle Tapeten, während man hell beleuchtete ohne Skrupel mit dunklen ausstattet.

Alles in allem ist auch diese Regel in der Dekoration der Kapelle eingehalten worden. Es war ein glücklicher Gedanke, die Fensteröffnungen nicht mit dunkel bemaltem Glas abzuschließen und damit dem Sonnenlicht den Zutritt zu verwehren. Voll und ungehindert dringen die Strahlen ein und ermöglichen selbst am frühen Morgen und späteren Abend das Lesen im Gebet- oder Erbauungsbuch. Sehr zu bedauern ist, daß manche unserer Kirchen infolge der dunklen Glasfenster einem unterirdischen Keller als einem lichten Raume näherstehen. Und die Heiligenfiguren, die man mitunter in diesen gemalten Fenstern antrifft! Der Helligkeit des Raumes entsprechend sind in hiesiger Kapelle mit Vorzug lichte Farbennuancen angewendet; das Presbyterium, das infolge der drei gemalten Fenster dunkler ist, trägt auch dunklere Farbentöne. Allein störend treten uns auch wieder die dunklen Gewitterwolken am oberen Triumphbogen entgegen, obschon der ganze Raum tagsüber vom hellsten Licht durchflutet wird.

6.

Die Architektur wird die Königin der bildenden Künste genannt, insofern sie für Malerei, Plastik und Kunstgewerbe bestimmend und be-

herrschend sein muß. Wenn auch dieser Satz heute wohl kaum bestritten wird, so wird derselbe doch in der Praxis oft genug verleugnet und in Frage gestellt. Das Innere der Kirche stellt sich als ein von der Architektur geschaffener Raum dar, der bereits eingehendste Gliederung und bis zu einem gewissen Grade Schmuck aufweist. Diese in der Architektur liegende Dekoration mit ihren Linien bildet die Grundlage, das feste unverrückbare Schema für jede weitere Ornamentation.

Daraus folgt: a) Die monumentale Dekoration darf die konstruktiven Linien nicht zerstören oder aufheben. Um den für die Malerei nötigen Raum zu gewinnen, dürfen keine architektonischen Motive geopfert bzw. weggehauen werden. Diese Regel vergaß der Barock; er ebnete die Kanten der Gewölbekappen aus, um für Deckenmalereien möglichst große Flächen zu erhalten oder dekorative Reliefe anzubringen.

b) Die Dekoration soll so angelegt sein, daß die architektonischen Glieder noch klarer und bestimmter hervortreten. Darum erhalten die Gurtbogen, die Gewölbenischen andere Farbe als die Kappen; dasselbe gilt für die Lisenen, die Dienste in den Säulen usw. Dadurch, daß der malerische Schmuck die konstruktiven Linien zu heben und zu beleben sucht, gelangt die Architektur zu höherer Wirkung; aber auch die Malerei, zumal die figurale, gewinnt durch diese innige Verbindung mit den baulichen Formen an Größe und Würde des Ausdrucks.

c) Wenn notwendig oder opportun, wird die Malerei die Architektur ergänzen. In der Zeit des Barocks wurde der Altaraufbau mit seinen Säulchen und gebrochenen Linien nicht selten durch eine täuschend ähnliche Malerei an der Wand ersetzt. Die Sixtinische Kapelle im Vatikan, deren Bemalung Michelangelo oblag, hatte ein ungegliedertes Tonnengewölbe; der Künstler schuf eine aufgemalte, ideelle Architektur mit reicher Gliederung, in deren Flächen er die Bilder verteilte. Im Chor der Kathedrale von Luxemburg mußte in der Mitte der zu bemalenden Fläche eine ideelle Lisene angebracht werden, weil die darüber schwebende Konsole den Eindruck erweckt hätte, als erdrücke die schwere Last des Gewölbes die Decke des anzubringenden Hochzeitssaales bzw. Tempelraumes. Wegen der Teilung des Bildes entstanden nun neue Schwierigkeiten die der Künstler, Fr. Stummel, meisterhaft zu lösen verstand.

Was das kleine zur Besprechung stehende Gotteshaus betrifft, so muß man gestehen, daß ein architektonisches Moment nicht zerstört wurde, daß im Gegenteil das fehlende Kaffgesims unter den Fenstern durch die Dekoration ersetzt ist, ja daß im großen ganzen die architektonischen Bauglieder zur Genüge hervorgehoben sind: die Kapitäle, der

Säulenfuß mit Wulst und Hohlkehle, die Postamente, das Kranzgesims, die Gurtbogen der Decke, die Gewölberippen im Chor.

7.

Die Flächen, wie ungleichartig sie auch gestaltet sein mögen, sind in passender Weise zu teilen und zu gliedern, nicht nach Willkür, sondern möglichst nach den Andeutungen, die entweder in der Architektur schon liegen oder die mit Geschick in dieselbe hineingelegt werden. Ja, falls der Raum nur aus Wandflächen besteht, müssen erst in Nachahmung der Architektur mehr oder weniger breite Streifen geschaffen werden, um dem Auge die Übersicht zu ermöglichen und zugleich Ruhepunkte für dasselbe zu schaffen. Der Geist verlangt die Zerlegung in Teile, nicht minder das Auge. Für die obere Fläche kommen in Betracht: Steinimitation, Rahmenwerk mit oder ohne Ornament als Füllung usw.

Für die unteren Flächen können je nach den Umständen verwertet werden: Quaderwerk, Marmorimitation, getönter Granitsockel, Mosaik, farbige Plättchen mit oder ohne ausfüllendes Ornament, Tafelwerk in Holz oder in Polychromie, wirkliche oder gemalte Teppichmuster, gemalte Vorhänge. Im Chor tritt naturgemäß ein schönerer und kostbarerer dekorativer Schmuck auf als im Langhaus oder in den Querschiffen. In früheren Zeiten wurden häufig Teppiche, d. h. gewebte, gewirkte, gemalte oder gestickte Decken nicht bloß zum Verschluß der Fenster und Türen, als Rücklaken der Chorstühle usw., sondern auch zum Behängen der Wände (Umhänge) und Pfeiler gebraucht. Mit Teppichen bekleidete man u. a. die vier Seiten des Altartisches, wenigstens dann, wenn derselbe an sich ganz schmucklos war. Darum haben bei der Ausschmückung des Gotteshauses sowohl wirkliche als gemalte Vorhänge und Teppiche ihre Berechtigung.

Manche wollen allerdings die farbigen Plättchen im Innern des Gotteshauses nicht dulden, lassen dieselben höchstens für den Eingangsraum des Glockenturmes oder für das sog. Paradies zu.

Der Teppich bzw. Vorhang teilt dasselbe Los. Ohne Schwierigkeit wenden die meisten Künstler ihn in der Praxis an, wie sie ihn theoretisch verfechten, verstehen es sogar, ihn zu einem prächtigen Ornamentstück zu gestalten, das man nicht vermissen möchte. Einige andere können sich nicht recht damit befreunden, nennen ihn ein Aushilfsmittel für ideenlose Maler und wagen ihn nur in äußersten Fällen, wie sie angeben, zur Anwendung zu bringen.

Immer aber, wenn der Teppich oder Vorhang auftritt, soll er klar, schön abgerundet, in angemessenem Kolorit, in allem vollkommen er-

scheinen. Nicht ohne Grund soll diese Bemerkung eingeflochten sein. Zugleich möchten wir auf den Unterschied zwischen Vorhang und Teppich aufmerksam machen, der darin besteht, daß der erstere im oberen Teil Falten aufweist, deren der letztere wegen der ihm eigenen Steifheit entbehrt.

Am meisten hängt die D e c k e in ihrer Ausschmückung von dem gegebenen Raume ab, da gerade diese je nach den verschiedenen Baustilen eine große Varietät aufweist. In hiesiger Kapelle haben wir eine Tonnendecke vor uns, die an und für sich mehrere Dekorationsarten zuläßt.

Die italienische Frührenaissance hat zuerst die Decke durch perspektivische Malerei geöffnet und gewissermaßen den Blick in endlose Räume gestattet. Bis ins 19. Jahrhundert hinein hat ihr Verfahren Nachahmer gefunden, ist aber heute außer Gebrauch gekommen.

Im übrigen können in Betracht kommen: Das sternenbesäte lichtblaue Firmament, wie es im Mittelalter und schon bei den Ägyptern vielfach üblich war; — geometrische Abteilungen, wie die Römer sie gerne sahen, speziell Kreis- oder Linearabteilungen, wie sie in den Katakomben häufig vorkommen, oft mit dekorativen Pflanzen und Figuren in den Feldern; — Rankenwerk, Einteilung in Teppiche, in deren Felder Heiligenfiguren oder zyklische Szenen Darstellung finden, wie sie das Mittelalter ebenfalls kannte; — einfache Ornamentenmuster, etwa Kreuze, Blumen usw. auf farbigem Grund mit den von der Architektur gegebenen Abteilungen.

Letztere Dekorationsart trägt die Decke hiesiger Kapelle. Gelbe Kreuze auf lichtgrauem Grunde zwischen den reich dekorierten Gurtbogen: einfach, doch edel, vornehm und ruhig.

(Fortsetzung folgt.)

DONATUS ALS RHEINISCHER GEWITTER- UND FEUERPATRON.

Von Prorektor Andr. Schüller (Boppard).

Mannigfaltige übernatürliche Schutzmittel wandte das Volk gegen Blitz und Feuersbrunst an. In geheimnisvoller Schauer stand es diesen noch unerklärten Naturmächten gegenüber. Beim offenen Herdfeuer, bei den Holz- und Fachwerkwänden, bei den Strohdächern waren Brände häufiger als heute. Primitiv waren die Bekämpfungsmittel. Da der Mensch ganz transcendental eingestellt war und so in jeder Not zunächst Hilfe vom Himmel erwartete, richtete sich auch bei den entfesselten Naturgewalten zuerst der Blick nach oben. Um einige im Rheinlande, besonders in der Eifel[1], übliche übernatürliche Bekämpfungsmittel anzuführen: Im Mittelalter pflegte man die Flamme zu bannen, indem man ein geweihtes Meß-Corporale gegen sie aussteckte. Im 17. und 18. Jahrhundert erteilte der Priester den Segen mit dem Sanktissimum oder mit einer Partikel des hl. Kreuzes gegen den Brand. Auch schüttete man gesegnetes Wasser in die Flammen. Uebrig geblieben ist heute noch in manchen Gegenden der unausrottbare Bauernglaube, der Pfarrer könne durch Umschreiten des Feuers das Weitergreifen desselben bannen. Auf Strohdächern ließ man gerne die Fetthenne wuchern, denn sie wehrte den Blitz ab. Sodann bildete der „Krutwösch" (der an Mariae Himmelfahrt gesegnete Kräuterstrauß) ein Schutzmittel gegen den Blitz. Teile desselben wurden beim Gewitter verbrannt. Zweige des Haselstrauches pflegte man beim Gewitter vors Fenster zu hängen, weil Maria bei ihrem Gang zu Elisabeth sich bei einem Gewitter unter einen Haselbusch geflüchtet habe. Allgemein wurden die Glocken gegen das Wetter geläutet. Der Feuersalamander wurde, um die Flammen zu dämpfen, in brennende Häuser geworfen. Am Johannistage warf man, während die Glocken läuteten, Kränze aus bestimmten Blumen und Kräutern auf die Dächer, um sie gegen Blitz und Brand zu schützen. Am Niederrhein waren es Nußbaumzweige, die zu demselben Zwecke über der Türe aufgehängt wurden. Gesegnete Kerzen wurden beim Gewitter angezündet. Das Johannisevangelium wurde dann bei brennender Kerze verlesen. Zu Walberberg (wo Stab und Hirnschale der hl. Walpurgis aufbewahrt wurden) verteilte man Walpurgisbrot als Schutzmittel gegen den Blitz. Die Reihe der übernatürlichen Mittel ließe sich vermehren. Ebenso ließe sich eine Reihe von Wetter- und Feuerheiligen charakterisieren.

Vom Jahre 1652 an trat nun, von Münstereifel ausgehend, der urchristliche Martyrer Donatus besonders im Rheinlande als neuer Blitz- und Feuerheiliger auf.

Es bestand[2] zu Münstereifel eine Jesuitenniederlassung seit dem Jahre 1625. Bald nach dem Westfälischen Friedensschlusse im Jahre 1649 wurde sie von einer Residenz zum Range eines Kollegs erhoben. Sofort plante man nun einen Kirchen- und Klosterneubau. Aber die Armut der Nachkriegszeit zog die Verwirklichung hinaus. Erst im Jahre 1652 konnte der Grundstein zum Kollegbau und 1653 der zur neuen Kirche gelegt

[1] Siehe A. Wrede, Eifeler Volkskunde, Bonn 1922, S. 41, 73, 164.
[2] B. Duhr, Geschichte der Jesuiten... Freiburg 1913, II 1, S. 118, III S. 37.

werden. Aber erst im Jahre 1668 war die Kirche vollendet; im Jahre 1670 wurde sie vom Kölner Weihbischofe Peter von Wahlenburg zu Ehren des heiligen Donatus konsekriert. Das Jesuitenkolleg Münstereifel zählte im Jahre 1650 23 Personen, und zwar 14 Priester, 3 Magister und 6 Laienbrüder. In allen späteren Zeiten weilten im Kolleg rund 20 Personen, von denen etwa ein Dutzend Priester waren. Die Jesuiten leiteten ein Gymnasium, das damals etwa 200 Schüler zählte, ferner fünf Sodalitäten. Ein Spezifikum des Münstereifeler Kollegs war die Seelsorge der Wallfahrten auf den Michelsberg. Seit 1705 war dem Kolleg die Eifelmission angegliedert, eine Stiftung zur dauernden und regelmäßigen Abhaltung von Volksmissionen in dem Jülichschen Teile der Eifel.

Die Jesuiten spielten jetzt für weite Striche der Eifel eine ähnliche Rolle, wie seit dem 12. Jahrhundert das Kollegiatstift und seit dem 9. Jahrhundert dessen Vorgänger, das Benediktinerkloster, gespielt hatte. Das Stift hatte von dem Kloster die dort seit 844 aufbewahrten Gebeine der Märtyrer Chrysanthus und Daria übernommen. Als Gegenstück besorgte sich jetzt das Jesuitenkolleg für seine neue Kirche durch die hohen Beziehungen seines Ordens in Rom von dort die Gebeine des Märtyrers Donatus. Dieser neue Heilige wäre für die Zukunft nur für Münstereifel selbst in Betracht gekommen, er wäre ebenso bedeutungsarm geblieben wie Chrysanthus und Daria und wie hunderte andere unbekannte urchristliche Märtyrer, deren Gebeine im Laufe der Zeit von Rom aus über die ganze Welt ausgesät wurden, wenn der Zufall ihn nicht zum Gewitterpatron gestempelt hätte[3].

Donatus heißt der (von Gott) Geschenkte, ähnlich wie Theodor, Atheodat und dergleichen. Auf seinem im Jahre 1646 zu Rom auf dem Cömeterium der heiligen Agnes aufgefundenen Grab waren ein Schwert und ein Palmzweig eingemeißelt. Die Aufschrift lautete: Sancti Donati Martyris. Die Gebeine, bei denen noch einige kleine Zugaben lagen, wurden von dem Papste Innozenz X. dem Jesuitengeneral P. Goswin Nickel geschenkt, der aus der niederrheinischen Ordensprovinz stammte, lange Zeit zu Köln und sonstwo im Rheinlande gewirkt hatte und für seine Heimat auch in Rom ein lebhaftes Interesse bekundete. P. Goswin Nickel bestimmte nun die Gebeine des heiligen Donatus für die neuzuerbauende Kollegkirche zu Münstereifel. Die Reliquie wurde im Jahre 1652 zunächst von Rom nach dem Mutterkloster der niederrheinischen Ordensprovinz in Köln gebracht, um von hier aus nach Münstereifel überführt zu werden. Wesentlich mehr steht von der Vorgeschichte der Donatus-Reliquie nicht fest.

Im Gefolge der Übertragung der Reliquie im Jahre 1652 trat nun ein zufälliges und nicht allzu seltenes Naturereignis ein, das den ersten Anstoß dazu abgab, Donatus zum Gewitterpatron zu stempeln. Am 29. Juni waren die Gebeine von Köln bis nach Weingarten gebracht worden. Von hier aus sollte am folgenden Tage die Reliquie in feierlichem Zuge nach

[3] Unsere Quellen sind: Kölner Stadtarchiv, J. H. 642—657 (Literae annuae); J. H. 685 (Annalen des Koblenzer Kollegs); J. H. 719 (Volksmissionsberichte); J. H. 637 (Reiffenberg I). Die Quellen sind alle chronologisch geordnet. Es lassen sich also unsere Angaben leicht nachweisen. Literatur: Gedruckte Literae annuae 1652, 1653; Reiffenberg II; Bertholet, v. Stramberg; Katzfey; Plönnis; De Lorenzi.

Münstereifel überführt werden. Es ereignete sich nun folgender Zwischenfall, der aber die Überführung selbst wenig berührte. Wir erzählen ihn, allerdings in verkürzter Form, nach dem Berichte (gedruckt in den Literae annuae 1652) des davon betroffenen Paters Herde. Dieser war am 29. Juni von seinem Kolleg Münstereifel nach Euskirchen geschickt worden, wo er Sonntags-Sommerkatechese zu erteilen pflegte, um dort eine Prozession zu organisieren, sie der Reliquie nach Weingarten entgegenzuführen und sie von dort nach Münstereifel zu geleiten. Am Morgen der Übertragung (am 30. Juni) um 3 Uhr las nun P. Herde in der Euskirchener Pfarrkirche die heilige Messe. Während derselben brach ein furchtbares Gewitter aus, so daß sogar die heilige Hostie bei der Elevation elektrisch erstrahlte. In seiner Not wandte sich der Pater innerlich an den heiligen Donatus um Hilfe. Als er aber sich umdrehte, um am Schlusse den Segen zu erteilen, wurde er vom Blitz getroffen. Wie eine Kugel lief der Blitz an seiner rechten Brust herab. Er versengte Meßgewand, Sutane und Unterkleidung und ebenso die Brust. Auch auf dem Rücken liefen Spuren bis zu den Fußsohlen hinab. Gleichzeitig prasselte Gestein vom Gewölbe herab. Der Pater wurde zu Boden geschleudert, stand aber bald wieder auf, kniete nieder und forderte unter Tränen die Gemeinde zum Dankgebete auf; der Schluß seiner Improvisation lautete: Heiliger Märtyrer Donatus bitte für mich. P. Herde war also von dem Blitzstrahl nicht schwer verletzt. Gegen Mittag war er, ohne ein Balsammittel oder eine Salbe angewandt zu haben, wieder derart zu Kräften gekommen, daß er nüchtern von Euskirchen nach Münstereifel, also ungefähr drei Wegestunden, zu Fuß ging. Die beabsichtigte Prozession zur Begleitung der Reliquie allerdings unterblieb. Zu Hause litt P. Herde noch acht Tage an Brand in der Brust und an großem Durste. Es wurde ihm gesegnete Milch gereicht, er wurde mit einem wundertätigen Kreuzchen (crux Caravacensis, crucula Caravacana) und mit dem Schädel des heiligen Donatus berührt. Sofern begann die Heilung. Der Schluß des (später verfaßten) Berichtes lautet: „Er (P. Herde) behauptet, dem heiligen Donatus Leben und Gesundheit zu verdanken; nicht wenige wählten nun den Heiligen gegen Unwetter und Blitz zum Patron."

Die Übertragung der Reliquie nach Münstereifel gestaltete sich überaus festlich. Dafür hatten die Jesuiten, aber auch im Auftrag des Landesherrn, des Kurfürsten von Pfalz-Neuburg in Düsseldorf, der Amtmann Johann Friedrich von Goltstein, gesorgt. Ein vierspänniger sinnig gezierter Triumphwagen fuhr die in eine kostbare Theka (Kiste) gebettete Reliquie, zwei Geistliche im Ornat gingen zur Seite, Honoratioren, Beamte, Geistliche, Bürgermiliz und unzähliges aus der Stadt und aus den weitesten Gebieten der Eifel zusammengeströmtes Volk folgte. Kurz vor der Stadt Münstereifel drohte ein Gewitter das Fest zu stören; aber der Himmel hellte sich — auf die Fürbitte des hl. Donatus hin, wie man später behauptete — auf. Aus Münstereifel kam dem heiligen Donatus eine Prozession entgegen, gebildet aus der Schuljugend, dem Gymnasium, den Sodalitäten, den Münstereifeler Kapuzinern, den Stiftsherren, welche die Reliquien ihrer Märtyrer Chrysanthus und Daria mit sich führten. Drei Abgesandte des Pfalz-Neuburgischen Kurfürsten und Mitglieder des Ritterordens trugen Kerzen. Der Schrein des heiligen Donatus wurde nun von zwei Jesuitenrektoren getragen.

Unter Büchsen- und Böllerschüssen wurde die Reliquie zunächst auf einem Altar im Freien aufgestellt. Bei den Fundamenten der neu zu erbauenden Kirche wurde die Theka geöffnet und die Gebeine wurden dem Volke gezeigt. Es folgten Amt, Segen, Te Deum und dergleichen. Die ganze Oktav hindurch strömten viele Wallfahrer zusammen. Der Oktavtag wurde wieder ganz besonders feierlich begangen. An ihm kam Euskirchen in Prozession hinzu. Auch ein „Drama" wurde vom Gymnasium zu Ehren des hl. Donatus aufgeführt.

Nicht sofort nach Übertragung der Reliquien und dem Zufall mit Pater Herde wurde Donatus als Wetterpatron betrachtet. Eine kleine Weile allerdings nur brauchte die Entwicklung. Die Literae annuae 1653 noch preisen ihn als Helfer in aller Not, bei Steinleiden, Blutfluß, Kopfschmerz. Der Gattin des Amtmanns Friedrich von Goltstein, Antonette Hatzfeld, schickte der Rektor des Münstereifeler Kollegs die Reliquie in ihre Wohnung. Sie wurde im Schlafzimmer der Kranken auf einem Altare aufgestellt. Antonette gelobte Donatus „ein silbernes Kleid", küßte den Schädel und wurde gesund. Ein Jesuit wurde dadurch von Kopfschmerzen befreit, daß er das Bild des Heiligen sich auflegte. Ein anderer Jesuit kam krank von einer Missionsreise zurück. Er gelobte, so viele Messen zu lesen, wie der Name Donatus Buchstaben hat. Er ward gesund. — Schon bald jedoch tritt Donatus in derart mannigfaltigen Nöten zurück, und er beginnt, sich auf Schutz bei Blitz und Unwetter zu spezialisieren. Die unsäglich schlimmen Drangsale und Schicksale des 30jährigen Krieges hatten das Volk verwildert. Aberglauben und Wundersucht waren ins Kraut geschossen. Gerade bei seinen irdischen Interessen klopfte der Bauer an den Türen der Heiligen an; materielle Hilfe sollten sie ihm bringen, vor allem Schutz der Gesundheit und der Ackerfrucht. Im 16. Jahrhundert war der Jesuitenorden im Rheinlande nüchtern und kritisch. Jetzt aber war auch er von der allgemeinen Heiligen- und Wundersucht angesteckt. So ist es wenigstens einigermaßen zu verstehen, daß das Volk das zufällige Vorkommnis mit P. Herde aufgriff und Donatus zum Gewitterpatron stempelte. Die Münstereifeler Jesuiten begünstigten und verbreiteten diese Auffassung zur Glorifizierung ihres neuen Lokalpatrons. Ein zufälliger Umstand half mit. So naiv es klingen mag: Es kam vor, daß der Ähnlichkeitsklang eines Namens die Wundersucht begünstigte. Daher wurde z. B. das Eifeldorf Auw (im Dialekt klingend wie Auge) zur Gnadenstätte gegen Augenleiden. So mag das Volk schon den Namen Donatus mit Donner in Verbindung gebracht haben. Nachdem dann der unbekannte urchristliche Märtyrer Donatus nun einmal zum Blitz- und Donnerpatron gestempelt war, begann das Rankwerk der geschäftigen Legende sich auszubreiten. Nur die wesentlichsten Züge derselben wollen wir mitteilen: Eine vornehme und reiche römische Offiziersfamilie war kinderlos. Das Ehepaar gelobte Christ zu werden, wenn ihm ein Sohn geschenkt werde. So geschah es. Das Kind wurde daher Donatus (der Geschenkte) genannt. Herangewachsen, wurde der Sohn Offizier der XII. Legion. Als diese in der höchsten Not des Verschmachtens dem Feinde gegenüberstand, ließ Donatus die Christen des Heeres um Regen beten. Ein plötzlich hereinbrechendes Gewitter brachte Rettung. Daher führte von nun an die XII. Legion den Namen Legio fulminatrix. Als Donatus später Oberster der kaiserlichen Leibwache war,

verliebte sich die Enkelin des Kaisers Mark Aurel in ihn. Donatus aber lehnte eine Verbindung ab, weil er Jungfräulichkeit gelobt hatte. Der erzürnte Kaiser ließ nun auf die Intrigen seiner verschmähten Enkelin hin (178) seinen Obersten Donatus enthaupten.

Auf die Propaganda des Jesuitenordens hin wanderte nun die Verehrung des heiligen Donatus als Wetterpatron durch das ganze Rheinland (vorzüglich aber durch die Eifel und das Luxemburger Gebiet), ja bis zu entfernten Ländern. Von jetzt an wird alljährlich in den Jahresberichten mancher Kollegien, Residenzen, Missionsstationen und Volksmissionen der niederrheinischen Jesuitenprovinz Donatus, seine Verehrung und Hilfe rühmend erwähnt. Er ist in den Berichten fast eingereiht in die Liste gewisser Jesuitenspezifika, wie in den Ignatius-, Xaverius-, Aloisius-, Franz-Regis- usw.- Kult, wie in die Verehrung der Unbefleckten Empfängnis und später des Herzens Jesu. Auf der Emsländer Mission werden z. B. 1692 und in den folgenden Jahren Hunderte seiner (wohl angerührten) Bilder verteilt. Trotzdem konnte sich Donatus auch im Orden als Wetterpatron niemals restlos durchsetzen. Dem stand verschiedenes im Wege. Zunächst wurde die im Orden herrschende Sitte, bei Feuersbrunst mit dem Sanktissimum über die Flammen den Segen zu erteilen, auch fernerhin beibehalten. So geschah es z. B. im Jahre 1695 zu Siegen, als die Hälfte der Stadt niederbrannte, angeblich auf die Bitten der Protestanten hin. Als zu Geist im Jahre 1701 bereits eine Scheune abgebrannt war, erteilte der Pater Rektor zur Rettung des Kollegs über das Feuer mit dem Sanktisismum den Segen. Sofort schlug nun der Wind um. Ähnlich zu Bremen im Jahre 1729, ähnlich wiederum zu Siegen bei dem Brande im Jahre 1733, der 16 Häuser verzehrte. „Beim Segen knieten sich auch sehr viele Protestanten nieder und entblößten das Haupt." Sodann erfreute sich der Orden selbst bereits eines Wetterpatrons. Es war dies Franz Xaver, der Genosse des heiligen Ignatius und Mitbegründer des Ordens, der Apostel Indiens und Japans. Da er auf seinen Seefahrten schwere Stürme erlebt hatte, galt er in der Ordensseelsorge besonders als Patron gegen Unwetter. Manche Beispiele aus der niederrheinischen Jesuitenprovinz ließen sich dafür anführen[4].

Obschon so die Jesuiten zwischen Xaverius und Donatus die Wahl hatten, scheinen sie bei manchem gefährlichen Brande keinen von beiden in Anspruch genommen zu haben. Überhaupt keine übernatürliche Anrufung der Jesuiten wird erwähnt bei einem Brande zu Essen 1706, im Dorfe Weyberg bei Düren, wo 1709 zwanzig Häuser abbrannten, zu Warendorf 1741, wo angeblich 300 Häuser den Flammen zum Opfer fielen (die Jesuiten trösteten u. a. in der Predigt und sammelten Geld), zu Neuß, wo im Jahre 1741 ein Turm der Quirinuskirche, vom Blitz getroffen, mit fünf Glocken in Asche sank. „So fiel der hohe Turm, die Zierde der Stadt und des ganzen Vaterlandes. Überall im Lande, in den entferntesten Orten, konnte man ihn erblicken. An Höhe kam ihm kaum ein anderer Turm in Deutschland gleich" usw. Auch sonst richtete das Feuer an dem ehrwürdigen Bau großen Schaden an. Die Jesuiten leisteten beim Löschen wesentliche Hilfe. Ähnlich wurde im Jahre 1759 die Jesuitenkirche zu Münster vom Blitzstrahl

[4] Es wird dies später in einer eigenen Arbeit über den hl. Franz Xaver geschehen.

getroffen. Es wird berichtet, daß mitten im Flammenmeer das Muttergottesbild unversehrt dastand. Zu Elberfeld brach im Jahre 1767 im dichtesten Häusergewirr ein gefährlicher Brand aus. Die Jesuiten beteiligten sich an den Löscharbeiten und ernteten das Lob des Stadtrates und der Protestanten. In der Jesuitenresidenz Essen brach im Jahre 1769 ein Brand aus. Die Protestanten erschienen zuerst und löschten mit ihren „Sipfons" (die ersten Feuerspritzen). Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß selbst im Jesuitenorden Donatus als Feuerpatron nicht vollauf durchdrang.

Der Mittelpunkt der Donatusverehrung war natürlich Münstereifel. Fast alljährlich wird in den Jahresbriefen über Donatus berichtet. Im Jahre 1704 zählte man am Donatusfeste allein in der Jesuitenkirche 2000 Kommunionen. Ähnlich in den folgenden Jahren. Im Jahre 1707 kamen zum Feste 14 auswärtige Prozessionen an, 1746 waren es deren 17. Öfter wird auch in den späteren Jahren der ungeheuer starke Konflux hervorgehoben sowie das unerschütterliche Vertrauen auf Donatus als den Schirmer bei Unwetter, Blitz und Feuer. Das ganze Jesuitenkolleg pflegte an den Tagen der Donatusprozessionen von morgens 4 Uhr an bis nach Mittag Beicht zu hören; manchmal mußte deshalb das Mittagessen hinausgeschoben werden. Der Zustrom des Landvolkes setzte sich nach der Festoktav noch einige Sonntage und Wochen hindurch fort. Auch an den anderen Hauptfesten des Jahres (1698) kamen die Bauern „aus der ganzen Eifel" mit ihren Pfarrern[5]. Zu allen Zeiten des 18. Jahrhunderts ist in den Jahresberichten immer wieder von den großen Volksmengen die Rede, die zu den Gebeinen des Wetterheiligen pilgerten; es wird hervorgehoben, daß Münstereifel an den wichtigsten Wallfahrtstagen von Pilgern „überschwemmt" war. Der Gottesdienst in der Jesuitenkirche mit Amt, Predigt, Prozession mit der Reliquie, Vesper entfaltete am Hauptfeste (am 2. Sonntag im Juli) seine ganze Pracht. Zum Jahre 1763 melden die Jahresbriefe: „Wirklich wunderbar ist das Vertrauen auf den Heiligen als auf den Herrn über Unwetter und Schützer und Erhalter der Feldfrüchte. Auch heute noch (d. h. in dem Zeitalter der Aufklärung) erfährt man seine wunderbare Hilfe." Im Jahre 1764 wurden für das Fest der Übertragung und seine Oktav vom Papste Klemens XIII. reiche Ablässe bewilligt. Das Jahr 1766 meldet: Der Kult unseres Martyrers Donatus wurde vermehrt; zu seinen Gebeinen eilt unaufhörlich auch aus entlegenen Gegenden viel Volk herbei; ganze Pfarreien kommen an unter ihren Fahnen; sie bringen ihre Gelübde dar, opfern ihre Kerzen, empfangen die Sakramente, flehen um Schutz gegen Unwetter. Die Münstereifeler Jesuiten beschlossen in diesem Jahre (1766), mit Erlaubnis des Papstes eine Donatusbruderschaft zu errichten. Der Plan wurde aber einstweilen nicht verwirklicht. Vielleicht stand die von der Aufklärung diktierte, von Portugal und Frankreich ausgehende Gegnerschaft gegen den Orden, die sich auch

[5] Wenn der verdiente Münstereifler Historiker Katzfey berichtet, die geistliche Behörde habe die Vorschrift erlassen, daß an Sonn- und Feiertagen die Seelsorge zunächst für regelmäßige Haltung des Pfarrgottesdienstes Kraft und Zeit verwenden solle und daß sich seitdem die Prozessionen auf die Nachbarschaft (Wichterich, Weilerswist, Vernich) beschränkt hätten, daß nur einzelne Trupps Bauern aus der weiteren Umgebung bis vom Rheine her noch gekommen seien, so bezieht sich dies auf das 19. Jahrhundert.

im Rheinlande bemerkbar machte, selbst kleinen Unternehmungen hindernd im Wege. Erst spät nach der Auflösung des Ordens (1773) kam zu Münstereifel (1790) eine Donatusbruderschaft zustande, die aber um die Mitte des folgenden Jahrhunderts wieder einging. Im Jahre 1767 starb zu Münstereifel ganz plötzlich, als er eben aus dem Beichtstuhl aufstand, um die hl. Messe zu lesen, P. Heinrich Maybaum, ein Kind der Stadt, 52 Jahre alt. Er wird als besonderer Beförderer wie der Wallfahrten auf den Michelsberg so auch des vaterstädtischen Donatuskultes gerühmt. Zu Rom hatte er es bewirkt, daß die päpstlichen Ablässe nicht nur für den Donatustag selbst galten, sondern auf die ganze Oktav ausgedehnt wurden. Im Jahre 1695 wurde schmuck- und kunstreich, wie es in den Jahresberichten heißt, ein metallenes Donatusbild zu Augsburg für das Münstereifeler Kolleg gefertigt[6].

Als die Ueberzeugung vom Gewitter- und Brandschutz durch den hl. Donatus sich im katholischen Volke, besonders des Rheinlandes, festgesetzt hatte, wurden weithin Reliquien vom Münstereifler Kolleg begehrt. Man glaubte durch sie wirksamer den Heiligen bewegen zu können, Gottes Hilfe zu erflehen. Unsere Notizen werden mehr oder weniger zufälligen Niederschriften verdankt. In der Tat werden wohl mehr Reliquien-Partikel von Münstereifel aus in die Welt gewandert sein. Bei den Abtrennungen größerer Partikel wurden auch öfters kleine Fragmente an Privatpersonen verschenkt, ohne daß es beurkundet wurde. — Es ist naheliegend, daß zunächst Jesuitenkirchen der eigenen Provinz bedacht wurden. Im Jahre 1709 wurde zu Bonn, als ein gefährlicher Brand ausgebrochen war und alle Löschungsversuche sich als vergeblich erwiesen hatten, mit der Donatus-Reliquie aus der Jesuitenkirche über das Feuer der Segen erteilt. Sofort erstickten die Flammen. Das Tertiat der niederrheinischen Jesuitenprovinz zu Geist erhielt im Jahre 1712 eine kunstvoll gearbeitete versilberte Pektoralstatue des hl. Donatus, in die Reliquien von ihm eingeschlossen wurden. In den Grundstein zum Jesuitengymnasium zu Kösfeld wurden im Jahre 1721 Reliquien des Johannes Nepomuck (der in diesem Jahre, hauptsächlich auf Betreiben der Jesuiten hin, selig gesprochen worden war) und des hl. Donatus eingeschlossen. Im Jahre 1748 wurde das Jesuitennoviziat zu Wien und im folgenden Jahre das Kolleg zu Mons im Hennegau damit bedacht. Das Koblenzer Kolleg erhielt eine Partikel im Jahre 1665. Das Jesuitenkolleg zu Judenburg in Steiermark bat im Jahre 1764 um Reliquien, allerdings vergeblich. — Nur wenige andere Orden haben sich um Reliquien des hl. Donatus bemüht. Die Orden waren abgeschlossen gegeneinander. Mit gemischten Gefühlen schauten die alten Orden nach dem neuen nachtridentinischen Seelsorgsorden der Jesuiten, der nun so ziemlich das Seelsorgsfeld beherrschte. Die Salvatorkirche zu Münstereifel erhielt schon gleich zu Anfang (1652) eine Donatus-Partikel. Sodann bemühten sich die schlichten neidlosen Kapuziner von Arlon darum; ihr Wunsch wurde im Jahre 1738 erfüllt. Endlich erhielt im Jahre 1766 eine Benediktinerabtei bei

[6] J. Braun, S. J. (Eine Kölner Goldschmiedewerkstätte des 17. Jahrh. Stimmen aus Maria-Laach, Bd. 69, 1905, S. 524) schreibt die silberne Büste des hl. Donatus, die sich im Besitz der ehemaligen Jesuiten-, jetzt Gymnasialkirche, zu Münstereifel befindet, dem Jesuitenlaienbruder Anton Klemens, Gehilfe des Bruders Theodor Sillings, aus der Kölner Ordenswerkstätte zu.

Luxemburg ein ansehnliches Stück der Reliquie. Wie stets, so wurde auch diesem Teil eine feierliche Authentik mitgegeben. Die abgetrennte Reliquie wurde nun acht Tage hindurch in der Luxemburger Pfarrkirche St. Nikolaus ausgestellt und dann in großer Prozession nach der Abtei übertragen. An jedem Tage der Festoktav läuteten alle Glocken der Stadt und die Böller erdröhnten von den Mauern; täglich war festliches Amt mit Predigt, bei der sich die verschiedenen Orden abwechselten. Zwanzig Pfarreien des Landes wurden von ihren Pfarrern in Prozession herbeigeführt und wählten dann Donatus zum Patron. Am Oktavtage feierte ein Abt das Pontifikalamt. An der höchst festlichen Uebertragungsprozession nahm alles Volk teil, das Gymnasium mit seinen Fahnen, zwei Sodalitäten, fünf religiöse Orden und der ganze übrige Klerus. An gewissen Altären in den Straßen wurde mit der Reliquie der Segen erteilt. Die Glocken erklangen, und von den Wällen und aus dem Abteigarten erdröhnten die Böller. — Zuweilen wurden auch hochstehende Personen mit einer Partikel bedacht. Schon gleich im Jahre der Uebertragung der Reliquie (1652) wurde ein Stück derselben dem zuständigen Bischofe, dem Kurfürsten Max Heinrich von Köln, zum Geschenk gemacht. Im Jahre 1714 erhielt sodann ein vornehmer Freund der Jesuiten zu Wien ein Stücklein. Der Kurfürst Friedrich August von Sachsen wurde im Jahre 1719 mit einer Partikel bedacht. Er hatte durch seinen Beichtvater P. Anton Kögler darum bitten lassen. Im Jahre 1738 kam die Gräfin-Witwe von Blankenheim-Manderscheid, eine geborene von Königsegg, mit ihren drei Töchtern nach Münstereifel, um den hl. Donatus zu verehren; ein bedeutendes Stück der Reliquie wurde ihr vom P. Rektor verehrt. Im Jahre 1745 erhielt eine Gräfin von Vehlen ein ähnliches Geschenk, im Jahre 1749 Kurfürst Franz Georg von Schönborn für sein Schloß in Trier, im Jahre 1764 zwei österreichische Erzherzöge, im Jahre 1766 der Fürst Salm-Hochstraden, im Jahre 1770 der Fürst von Sulzbach. — Kaum je ist von Pfarreien die Rede. So erhielt im Jahre 1719 der Pfarrer von Bezau in der Grafschaft Bregenz eine Partikel. Seit zwei Jahren hatte er ein kostbares Gemälde des Heiligen auf dem Hauptaltare seiner Kirche ausgestellt; seine Gemeinde sei daraufhin von Unwetter verschont geblieben. Ferner erhielt eine Donatuskapelle zu Linz am Rhein im Jahre 1739 von Münstereifel eine Partikel der Reliquie ihres Patrons. — Im Jahre 1764 wird gemeldet, daß der Donatuskult nicht nur in der Nähe in hoher Blüte stehe, sondern daß er bis Oesterreich und Steiermark sich ausgebreitet habe. Schon zu Ende des 17. Jahrhunderts hören wir, daß er über die Alpen nach Italien vorgedrungen sei. — Nach der Aufhebung des Jesuitenordens (1773) wurde mit der Verteilung der Gebeine fortgefahren. So ist in der Kirche von Udenbreth eine Partikel vorhanden, ferner in der von Effern. Für Mayschoß wurde im Jahre 1782 die Echtheit der Donatusreliquie beurkundet. Die Pfarrei Euskirchen erhielt 1783 ihren Anteil, die Pfarrei Neuerburg 1792, 1818 der Freiherr von Wenge, 1845 die Pfarrei Basem, 1860 die Pfarrei Kuchenheim. — Manche Abtrennung mag uns entgangen sein. Jedenfalls können die Gebeine in Münstereifel nur mehr sehr reduziert vorhanden sein.

Wir haben schon gehört, daß zu Bonn 1709 mit der Reliquie der Brand-Segen erteilt wurde. Aehnlich war in Münstereifel im Jahre 1764 ein gefährlicher Brand ausgebrochen. Drei Häuser lagen bereits in Asche.

Schon leckten die Flammen am Gymnasium. Da nahm der Rektor des Kollegs die Donatusreliquie und erteilte mit derselben, während alle Jesuiten auf den Knien lagen, dreimal über das Feuer den Segen. Sofort drehte sich der Wind, und Kirche, Kolleg und Gymnasium waren gerettet. Schon im Jahre 1700 war zu Münstereifel bei einem Scheunenbrande die Reliquie vom Pater Rektor in derselben Weise benutzt worden. Ähnlich wird es überall geschehen sein, wo sich Donatus-Reliquien befanden.

Nur verhältnismäßig wenige Auserlesene konnten natürlich Reliquien erhalten. Man wußte sich zu helfen, indem man Donatusbilder an die Gebeine anrührte und verschickte. Dies war nun keine besondere Eigentümlichkeit der Donatus-Reliquie. Auch sonst schrieb man „angerührten" Bildern eine besondere Kraft zu, z. B. Bildern, angerührt an die Handschrift oder an die Sutane des hl. Ignatius in der Jesuitenkirche zu Köln oder an den Rosenkranz des hl. Franz Xaver daselbst. Schon im Jahre 1665 meldet das Jesuitenkolleg zu Koblenz: Viele haben durch Bilder des Martyrers Donatus Schutz gegen Unwetter, Blitz und Donner erfahren. Im Jahre 1682 heißt es bei Münstereifel: Die Verehrung des hl. Donatus wuchs; angerührte Bilder und Zettel wurden auch nach weitentlegenen Orten erbeten. Der Pfalz-Neuburger Kurfürst (der Landesherr) spendete zur Versendung derselben 25 Reichstaler. Donatusbilder mit lateinischem und mit italienischem Texte wurden im Jahre 1683 von Münstereifel aus in Italien verbreitet. Im Jahre 1707 wurden angerührte Bilder in Münstereifel angefordert u. a. von Lüttich, Hildesheim, Paderborn, Rom. Man glaubte, „Häuser, in denen diese Bilder vertrauensvoll aufgehängt werden, sind gegen Feuer gefeit". Im Jahre 1708 wurden viele angerührte Bilder weithin verschickt, ebenso Zettel, die in verschiedenen Sprachen bedruckt waren. Aehnlich lauten die Berichte fast alljährlich bis zum Untergang des Ordens. — Im Jahre 1710 erfahren wir, daß angerührte Donatusbilder von Münstereifel bis nach Linz an der Donau verschickt wurden, wo ein Jesuit den Donatuskult eingeführt und eine Erzstatue des Heiligen hatte gießen lassen. Die Jülich-Bergische Mission arbeitete im Jahre 1717 u. a. in der Nähe von Düren. Der Turm einer Annakirche war durch Blitz zerstört und wieder aufgebaut worden. Die Jesuiten hefteten nun an denselben und an das Dach des Schiffes viele angerührte Donatusbilder an. Bei späteren Gewittern, Blitz- und Brandgefahr blieb die Kirche unversehrt. Im Jahre 1719 wurden solche wundertätige Donatusbilder und -Zettel bis nach Temesvar in Banat hin vom Münstereifler Kolleg versandt. Zu Stambach im Jülicher Lande hatte ein Mann bei schweren und häufigen Gewittern den Schutz des hl. Donatus durch angerührte Bilder erfahren. Zum Dank erbaute er (1736) dem Heiligen eine Kapelle. Zusammenfassend melden die Literae annuae aus Münstereifel im Jahre 1766, also in der Zeit, da die Aufklärung im Rheinlande ihren Einzug hielt: „Kaum vergeht ein Jahr ohne daß irgendwo die vertrauensvolle Anrufung des Heiligen durch ein neues Wunder verherrlicht wird. Es ist auffallend, in welch großer Zahl Zettel und Bilder angefordert werden, die durch die Anrührung an seine Gebeine geheiligt sind. Durch ganz Europa werden sie verbreitet und wirken Erstaunliches."

Eine kleine Rolle spielte das Donatuswasser. Es erhielt seine übernatürliche Kraft durch das Eintauchen von einer Donatusreliquie in dasselbe oder

wenigstens eines angerührten Bildes. Aehnlich waren im Jesuitenorden Ignatiuswasser, Xaveriuswasser, Aloysiuswasser im Gebrauch. In der Eifelmission wurde auf dem Kursus des Jahres 1736 Donatuswasser geweiht. Ein Bauer zu Weilerwist begoß damit seinen Garten, damit er von Raupen freibleibe. Ganz selten taucht es sonst noch hier und da auf.

Alt ist der Glaube, daß der Schall der geweihten Glocken das Gewölk zerteilt und das Gewitter bricht. Diese Wirkung wurde natürlich verstärkt, wenn die Glocke auf den Namen des Wetterpatrons Donatus getauft wurde. So finden wir im Rheinlande viele Glocken von Pfarr- und Filialkirchen, die — besonders im 18. Jahrhundert — auf Donatus getauft wurden. Die Bauperiode der Jesuiten war vorüber. Daher begegnen uns aus ihren Kirchen nur zwei Beispiele: Der Dachreiter der zu Münstereifel im Jahre 1670 eingeweihten Jesuitenkirche trägt ein Donatusglöcklein, das heute noch bei Gewittern geläutet wird. Sodann wurde im Jahre 1752 zu Aachen eine Glocke auf den hl. Franz Xaver (auch Wetterpatron) und den hl. Donatus getauft. (Dieselbe Zusammenstellung [Xaverius und Donatus] findet sich auf einer Glocke zu Mehren in der Eifel.) Bei einer Untersuchung aller Glocken der rheinisch-westfälischen Jesuitenkirchen würde uns aber sicherlich der Name Donatus noch öfter begegnen.

Eine auffallende Notiz treffen wir in den Literae annuae 1735 an: Donatus wird als der berühmte Wetterpatron hervorgehoben. Seine Heiligtümer (d. h. seine Gebeine und wohl auch die angerührten Bilder sind gemeint) „oder der Schall von zu seiner Ehre geweihten Glöckchen“ (compulsata ejus in honorem benedicta campanula) vertreiben Wolken, Blitz und Donner. Wie angerührte Bilder so wurden auch angerührte oder von Priestern gesegnete Schellen verschickt. Heute noch kommt es in einigen Gegenden, z. B. bei Bonn, vor, daß während des Gewitters ein altes Mütterlein mit der Donatusschelle läutend durchs Haus geht.

Auch Zeitgenossen schon erkannten, daß in der Donatusverehrung, wie wir sie beschrieben haben, eine Gefahr zum Aberglauben liegt. Gerade ein Jesuit, der tüchtige Trierer Domprediger P. Hunolt, warnte[7] zur Zeit, da der Donatuskult auf seinem Höhepunkt stand (1741), in einer Predigt auf der Domkanzel vor abergläubischem Mißbrauch. Auch von seinem Orden begünstigte Gebräuche schonte er nicht. Er sprach u. a. gegen den Mißbrauch von Reliquien, die viele bei sich tragen, gegen Agnus Dei, Teufelsgeißeln, gegen andere gesegnete Sachen gegen Hexerei, gegen „Brieflein des hl. Donatus gegen Blitz“, gegen Bilder des hl. Ignatius gegen Gespenster usw.

Die Donatusverehrung verbreitete sich im Rheinlande schnell und stark. In der Erzdiözese Trier war ein Umstand der Verbreitung der Donatus-Verehrung außerordentlich günstig. Etwa seit dem Jahre 1680 ging die Trierer kirchliche Behörde scharf gegen die alten tiefeingewurzelten Hagelfeiertage (festa tonitrualia) vor. Es geschah dies in allgemeinen Verordnungen, besonders aber von Fall zu Fall bei den erzbischöflichen und archidiakonalen Visitationen. Immer wieder begegnet uns in den Visitationsprotokollen dieser Kampf. Die Hagelfeiertage wurden als abergläubisch dargestellt, woran bisher niemand gedacht hatte. Der Grund der Bekämpfung

[7] Fr. Hunolt, Christliche Sittenlehr... Köln 1741, II S. 289.

lag hauptsächlich in dem vernünftigen Bestreben der geistlichen Behörde, die hohe Zahl der Feiertage und der Halbfeiertage herabzumindern. Erst nach einem etwa fünfzigjährigen Kampfe war die Ausrottung der Hagelfeiertage restlos gelungen. Als Ersatz für die Hagelfeiertage klammerte sich nun das Volk an den hl. Donatus, zumal ein großer Teil des Klerus durch die Jesuitengymnasien und die Jesuitenfakultät der Trierer Universität gelaufen war und die Jesuiten in den wohlorganisierten Volksmissionen und in der Aushilfsseelsorge außerordentlich rührig waren. Für die große Verbreitung der Donatusverehrung seien zwei Beispiele angeführt. Aehnlich wird es sich in den andern Trierer und in den Kölner Eifeldekanaten verhalten haben. Aber auch die andern Teile des Rheinlandes werden nicht allzustark gegen die Eifel zurückstehen. In den Dekanaten Prüm-Waxweiler[8] (41 Pfarreien) tritt Donatus einmal als Hauptpatron (Filialkirche) und zehnmal als Nebenpatron auf; in 6 Orten sind ihm Glocken geweiht, in 7 Orten findet sich sein Standbild, in 4 Orten wird sein Tag mit Amt und Opfergang gefeiert, in einem Orte (Fleringen, Ablösung der Hagelfeiertage) findet auf Donatustag eine festliche theophorische Prozession statt, in 2 Pfarreien besteht eine Donatusbruderschaft (die in Olzheim gründet sich auf die Ablösung der Hagelfeiertage). — In der kirchlichen Kunstgeschichte des Kreises Daun[9] begegnet uns der hl. Donatus vierzehnmal, und zwar fünfmal als Standbild, achtmal bei Glockeninschriften und einmal als Kapellenpatron. Dabei ist zu beachten, daß viele Glocken, und zwar gerade solche der letzten Jahrhunderte, eingeschmolzen wurden und daß nur die Standbilder genannt werden, die wenigstens einen gewissen Kunstwert aufweisen.

Im oberen Erzstift Trier entstanden zwei Zentralstellen für Donatusbruderschaften, die eine an der Pfarrei St. Gervasius in Trier (1754), die andere zu Hermeskeil (1783). Jede hatte jährlich vier große Bruderschaftstage mit Amt, Prozession, Versammlung. Andere Donatusbruderschaften des Oberstiftes waren ihnen angeschlossen. Die Hermeskeiler verlor jedoch später ihren ursprünglichen Charakter, wurde rein lokal und nahm den Typ eines Begräbnisvereins an[10]. — Der eifrige Volksmissionar des Luxemburger Jesuitenkollegs P. Peter Wiltz (der Nachfolger des berühmten P. Philipp Scouville) gab im Jahre 1722 zu Luxemburg ein Donatusbüchlein heraus; auch wurde ein solches im Jahre 1764 zu Münstereifel verfaßt.

Symbolisch war es gleichsam, daß die über allen Landen thronende neue Trierer kurfürstliche Militärpfarrkirche auf der Festung Ehrenbreitstein im Jahre 1725 der hl. Barbara (Patronin der Artillerie) und dem heiligen Donatus geweiht wurde[11]. Die Hauptverbreitungszeit des Donatuskultes waren die ersten Jahrzehnte und die Mitte des 18. Jahrhunderts. In diesen ruhigen Zeiten nach langen und schweren Kriegsepochen stiegen

[8] P. Oster, Geschichte der Pfarreien der Dekanate Prüm-Waxweiler, Trier 1927.

[9] E. Wackenroder, Die Kunstdenkmäler des Kreises Daun, Düsseldorf 1928.

[10] Pfarrarchiv Hermeskeil.

[11] Joh. Wagner, Ehrenbreitstein und seine Kirchen und Klöster, Koblenzer Volkszeitung, 21. Sept. 1924.

schnell Wohlstand und Bevölkerungsziffer; viel wurde gebaut und ausgestattet; es war die Glanzzeit des Dorfkirchenbarocks. Der Jesuitenorden stand an Zahl und Einfluß, an extensiver und intensiver Arbeit auf der Höhe, besonders auch durch seine wohlorganisierten, sich über das ganze Rheinland und über Westfalen erstreckenden, regelmäßig durchackerten Volksmissionsbezirke. Vor den Zeiten der Aufklärung und des Aufschwungs der Naturwissenschaften stand ferner das Volk noch in naivem Schauder den Naturgewalten gegenüber. So ist es zu verstehen, daß Donatus öfter als Nebenpatron gewählt wurde, daß zahlreiche Altäre und eigene Kapellen ihm geweiht, viele Aemter und Messen ihm zu Ehren gestiftet, Prozessionen auf seinen Tag veranstaltet, besonders viele Glocken auf seinen Namen getauft wurden. Auf den ersten Blick mag es auffallend erscheinen, daß in der Diözese Trier keine einzige Pfarrei oder Pfarrvikarie heute Donatus als Hauptpatron besitzt. Aber die meisten Neugründungen des 18. und 19. Jahrhunderts hatten schon seit unvordenklicher Zeit vor der Pfarrerrichtung ihre Kapelle und ihren Patron und bei den durch die Industrie veranlaßten Vollneugründungen fand sich irgend ein lokalhistorischer Anknüpfungspunkt, oder es wurde ein besonders beliebter moderner Patron (wie Herz Jesu) gewählt. Der neue Jesuitenorden (seit 1814) hat zudem seine alten Heiligenspezifika fast ganz fallen gelassen. Das Kolleg zu Münstereifel und die Gebeine des hl. Donatus sind nicht mehr in seinem Besitz. So hat der Orden heute weniger Interesse daran, sich für ihn sonderlich einzusetzen. Zudem hat unsere naturwissenschaftliche Zeit kaum Sinn für einen Blitz- und Feuerpatron.

MITTEILUNGEN

ZUR GESCHICHTE DER VOLKSWIRTSCHAFTLICHEN STUDIENRUNDEN IM KATHOLISCHEN LAGER.

Von Dr. iur. Oskar Meister, Graz.

Im Mittelpunkte unseres Lebens steht heute die Wirtschaft. Auch der Seelsorger muß wirtschaftliche Fragen beantworten. Dabei obliegt ihm oft die Aufgabe, nicht nur sachliche Auskunft zu erteilen, sondern auch Apologie zu treiben. Denn manche Frage bekundet weniger den Wunsch nach schlichter Aufklärung als die Gegnerschaft gegen die Kirche.

Der Katholizismus hat seit jeher praktisch wie wissenschaftlich Wirtschafts- und Wohlfahrtspolitik getrieben. Es wäre eine herrliche Aufgabe, einmal bloß die einschlägigen Verdienste der Klöster zu schildern. (Man vergleiche etwa über „Die Hebung der sozialen Lage durch das Wirtschaftssystem der Cistercienser des 11. Jahrhunderts" den gleichnamigen Aufsatz von P. Leopold Grill in der „Neuen Ordnung", Jahrgang 1927 und 1928, Wien.) Einzelne Orden dienten und dienen hauptsächlich, manche sogar ausschließlich der Armenpflege. Die wirtschaftswissenschaftlichen Lehrsätze des Dominikaners Thomas von Aquin sind bis heute nicht überholt, vielmehr kehren unsere Nationalökonomen nach jahrhundertlangen Irrfahrten zu ihnen wie zu einem rettenden Hafen zurück, so z. B. der Wiener Staatswissenschaftler Universitätsprofessor Othmar Spann. Obgleich die Zahl katholischer Wirtschaftsforscher nicht gering ist, stellen doch unsere Glaubensgenossen auf anderen Wissensgebieten ein stattlicheres Fähnlein. Ist dies angesichts der Wichtigkeit, die der Wirtschaft zukommt, bedauerlich, so wird dieser Verzug einigermaßen dadurch aufgehoben, daß wir Wirtschaftslehren von hohen und höchsten kirchlichen Würdenträgern besitzen; erinnert sei an die Rundschreiben des Arbeiterpapstes Leo XIII., an die Hirtenbriefe, die die Bischöfe einzeln oder sogar in Gemeinschaft herausgaben. Weiter gewinnt das katholische Wirtschaftssystem dadurch an Festigkeit, daß im 19. und 20. Jahrhundert wiederholt eigene Forschungsringe zusammentraten. Der Ausdruck „Schule" wäre verfrüht, weil die Teilnehmer dieser Ringe bis zur Stunde keine größere Nachfolger- und Nacharbeiterzahl aufweisen und weil sie, wenngleich nicht pseudonym, doch nicht unter einem bestimmten Namen arbeiten, wie dies zum Wesen einer Schule gehört. Bei dem frischen Zuge, der durch die katholische Wirtschaftswissenschaft geht, dürfte sich hier vielleicht einiges ändern. Man spricht schon von einer Kölner, einer München-Gladbacher, einer Wiener Richtung, welchen Ausdrücken freilich vielfach noch wissenschaftliche Schärfe mangelt. Einige dieser Zusammenfassungen und Quellenstudien katholischer Wirtschaftslehre möchte ich heute aufzählen. Vollständigkeit kann noch nicht erstrebt werden.

Billig beginnen wir mit den Lehren Leos XIII., der als lumen de coelo auch auf dem Boden der Nationalökonomie glänzt. Sie sind so bekannt, daß eine nähere Besprechung erübrigt. Sie aber ins Leben überzuführen,

ist lange nicht genug getan. Hier wartet noch reichste Arbeit unser. Wir kommen auf sie noch bei Besprechung der Ringe zurück. Autoritatives Wesen eignet ferner den bereits erwähnten Hirtenbriefen unserer Bischöfe. Ich nenne hier bloß das Rundschreiben des österreichischen Gesamtepiskopates vom Jahre 1924 „Lehren und Weisungen der österreichischen Bischöfe über soziale Fragen der Gegenwart", das als größte kirchliche Kundgebung seit Leo XIII. in diesen Fragen bezeichnet wird. Es wendet sich scharf gegen den Kapitalismus, der als Ursache unsäglichen leiblichen Elendes, wie auch des Zusammenschlusses der Arbeiterschaft in sozialistischen Gemeinschaften genannt wird, verlangt die Behandlung des Arbeiters als Menschen und Christen, bespricht Entstehung und Bedeutung des heutigen Arbeitsrechtes.

Der Wert und die praktische Anwendung dieses Rundschreibens zeigt sich u. a. darin, daß es die Grundlage für das sogenannte Linzer Programm der katholischen Arbeiterschaft Österreichs bildet. Wir müssen es daher zur Erläuterung desselben wie zur Beurteilung der darauf gegründeten politischen Beschlüsse und Handlungen zu Rate ziehen. Da solche Beziehungen auch in anderen Ländern bestehen, erblicken wir hier bedeutsame Ansätze zur Schaffung einer katholischen Politik, die den minderwertigen politischen Katholizismus ersetzen soll. Wir müssen dank dieser Zusammenhänge außerdem die Kirche als Mittlerin in den Gegensätzen, die heute leider zwischen Politik und Wirtschaft bestehen, schätzen. Im Mittelpunkte unserer Betrachtung stehen aber einige freie Gesellschaften, die sich in den letzten Jahrzehnten zum Studium katholischer Wirtschaftsfragen gebildet haben. Ich führe ihrer fünf an:

1. Die römisch-vatikanische Studienrunde von 1881.
2. Die deutsche und österreichische Runde 1881—1888.
3. Die Schweizer Runde von 1884—1891 (die sog. „Freiburger").

Ferner als Nachkriegsgründungen:

4. Die Kölner Vereinigung von 1925—1927.
5. Die sogenannte Internationale soziale Studienvereinigung zu Mecheln (Belgien) seit 1920, die sich als Nachfolgerin der Freiburger betrachtet.

Die römische Runde wurde von dem Sekretär der Propaganda, Erzbischof Domenico Jacobini, geleitet. Unter ihren neunzehn Teilnehmern finden wir Kardinal Mermillod, P. Heinrich Denifle, P. Matteo Liberatore, Franz Graf Kuefstein, Rechtsanwalt Rossignani, Abbé Villeneuve.

Die deutsch-österreichische Runde entstand auf Anregung eines deutschen Katholikentages und umfaßte gegen fünfzig Mitglieder, die an verschiedenen Orten, so in Prag, Amberg, Regensburg, Mainz, zusammenkamen. Ihr erster Vorsitzender war Fürst Löwenstein (der spätere Pater Raimund); unter den Teilnehmern nenne ich den berühmten Dominikaner P. Weiß, Professor Vehring, Fürst Karl zu Isenburg, Dr. Haffner (der spätere Bischof und Nachfolger Kettelers), den bekannten Sozialpolitiker Franz Hitze, den bereits genannten Graf Kuefstein, den Jesuiten P. Aug. Lehmkuhl, die Theologieprofessoren Diendorfer, Schindler, Frind, schließlich die Freiherren Karl v. Vogelsang, Fritz von Ketteler.

Die Freiburger Vereinigung geht auf den bereits genannten Erz-

bischof (Kardinal) von Lausanne, Mermillod, zurück und zählte bereits über fünfzig Mitarbeiter aus der Schweiz, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Spanien, Frankreich, Italien, darunter Graf Kuefstein, P. Lehmkuhl, Henri Lorin, P. Weiß.

Die Leitsätze dieser drei Vereinigungen wurden dem Hl. Vater Leo XIII. mitgeteilt und sind, wie Dr. Lugmayer[1], dem ich großenteils folge, in Einzelheiten nachweist, auf die Abfassung und den Inhalt der sozialen Enzykliken nicht ohne Einfluß geblieben. Hierin liegt ihre große geschichtliche Bedeutung.

Die Leitsätze behandeln die Arbeit, das Eigentum, Ertragsverteilung, zwischenstaatlichen Arbeiterschutz, Sonntagsheiligung, Sozialversicherung, Armenwesen, berufsständische Gliederung, Aufgaben der öffentlichen Gewalten usw., also Begriffe, denen wir in den erwähnten sozialen Enzykliken begegnen. So lesen wir z. B. ungefähr in den Leitsätzen: „Die Arbeit läßt sich nicht vom Menschen trennen; denn in der Arbeit liegt Menschenwille und Menschenkraft. Also hat der Mensch ein Recht auf seine Arbeit, also gehören ihm die Früchte seiner Arbeit" und ähnlich in der Enzyklika Rerum novarum. „Schändlich und menschenunwürdig ist es, Menschen als Ware anzusehen, um Gewinn zu machen, sie nur nach ihrer Arbeitskraft einzuschätzen. ... Wie die Wirkung der Ursache, folgt die Arbeitsfrucht dem Arbeiter[2]."

II.

Auf die Ewigkeitswerte unseres Glaubens blickend, sprechen wir seit Jahren von einer philosophia perennis und haben in letzter Zeit aus gleichem Grunde den Ausdruck „Oeconomia perennis" zur Kennzeichnung einer christlichen Wirtschaftslehre geprägt. An dieses Wort erinnert uns die Tatsache, daß die eben besprochene Arbeit nach dem Kriege mit erneuter Tatkraft fortgesetzt wird, wobei aber keineswegs die neuen Verhältnisse neue Grundsätze veranlassen, sondern der begonnene Bau stetig weitergeführt werden kann.

Die Kölner Vereinigung mußte leider infolge Erkrankung des Kardinals Schulte ihre Arbeiten einstellen. Immerhin hat der Kirchenfürst ihre

[1] Grundrisse zur neuen Gesellschaft, Wien 1927.

[2] Heute, wo wir rückschauend Joseph Görres, Adam Müller, Klemens Brentano, Joseph Eichendorff u. a. zu einer „Romantischen Schule" zusammenfassen, könnten wir auch ihre bedeutenden Arbeiten über katholische Wirtschaftslehre in diesem Zusammenhang nennen. Allein diese Männer haben zu Lebzeiten keineswegs in äußerer Verbundenheit geschafft, sondern verfolgten, wie es romantische Art ist, jeder für sich seinen Weg. (Vergl. Baxa: „Einführung in die romantische Staatswissenschaft" 1923.)

Dagegen können wir für die spätere Zeit auch Studiengruppen französischer und englischer Katholiken nachweisen. In Frankreich z. B. treiben einschlägige Studien die ehemaligen Offiziere Graf de Mun und Markgraf Latour du Pin, die als Kriegsgefangene 1870 ihre Zeit nützlich mit wirtschaftlich-sozialen Untersuchungen verbringen und nach ihrer Rückkehr mit dem Geistlichen Meignant ihre Arbeiten fortsetzen. (Vergl. Lugmayer a.a. O.) In England schart sich eine ähnliche Runde um Monsignore Parkinson, den Gründer der 1909 entstandenen „Catholic Social Guild". (Vergl. Waninger, „Der soziale Katholizismus in England", M.Gladbach 1913.)

bisherigen Ergebnisse in Richtlinien vom Dezember 1926 und Februar 1927 niedergelegt. Wir finden hier, daß die Kölner u. a. die brennende Frage des Verhältnisses zwischen Katholizismus und Kapitalismus, ferner die Berufsfrage gründlich erörterten.

Die von Erzbischof Mercier gegründete Mechelner internationale Vereinigung bezeichnet sich als Nachfolgerin der Freiburger. Das Wort „international" drückt nur einen Wunsch aus, ihre Mitarbeiter sind durchweg Belgier, die bloß einen losen Verkehr mit einigen Deutschen und Österreichern unterhalten.

Sie hat ihre Arbeiten in einem „Sozialen Gesetzbuch" von 142 Artikeln zusamengefaßt. (Ins Deutsche übersetzt von Jakob Franz, verlegt von der Saarbrücker Druckerei- und Verlags-A.-G. 1928[3].)

Das Gesetzbuch bespricht zunächst die Würde des Menschen und seine Eingliederung in die Gesellschaft. Zwischen Wirtschaft und Sittengesetz obwalten notwendige Beziehungen. Die Kirche als Hüterin des Sittengesetzes übt eine berechtigte Aufsicht über das Wirtschaftsleben aus. Gesellschaften sind Familie, bürgerliche Gesellschaft (Staat), Berufsstände, Staatenbünde, Kirche.

Lohn, Steuern, Beihilfen müssen die Familie des Empfängers berücksichtigen. (Also Familienentgelt, nicht Leistungsentgelt!)

Die gesellschaftliche (staatliche) Gewalt kommt von Gott, wird jedoch von ihm nicht unmittelbar einzelnen Menschen oder Geschlechtern verliehen. Weder Monarchie noch Demokratie stehen an und für sich im Widerspruch mit den Forderungen der gesunden Vernunft oder den Grundsätzen christlicher Lehre. Der Bürger soll seine Pflicht, sich im öffentlichen Leben zu betätigen, erfüllen. Die Staatsgewalt ist nicht unbeschränkt, sondern nur zur Anordnung alles dessen zuständig, was dem Gesamtwohl der Gesellschaftschaftsmitglieder entspricht.

Für uns besonders bedeutsam ist der Abschnitt über die Berufsstände (das Wirtschaftsleben). Wirtschaft ist nicht bloß Statistik, sondern bedarf auch weltanschaulicher Grundbegriffe über die Menschennatur, ihren Ursprung, ihr Ziel, ihre gegenseitigen Beziehungen. In der christlichen Philosophie muß darum der katholische Wirtschaftswissenschaftler diese Begriffe suchen, wenn er folgerichtig bleiben will. Natur, Arbeit und Kapital wirken zusammen bei der Produktion. Sie sind nicht gleichwertig. Die natürlichen Hilfsquellen sind ein Geschenk Gottes und machen seinen Teil an der Gütererzeugung aus. Die Arbeit ist der Anteil des Menschen an letzterer, nämlich die geistige und körperliche Leistung, die er aufwendet, um nach seinen Lebensbedürfnissen und nach seiner körperlichen Entwicklung die von Gott dargebotenen Hilfsquellen wirtschaftlich zu nutzen. Die öffentliche Gewalt soll zwar Arbeitslosigkeit verhüten, allein ein „Recht auf Arbeit" besteht nicht. Arbeit ist keine Ware, sondern als etwas Persönliches zu behandeln. So empfehlenswert der „Taylorismus" unter Umständen ist, darf er doch nicht den Arbeiter zum Automaten machen. Das Kapital ist das Erzeugnis vergangener Arbeit, das zum Werkzeug künf-

[3] Vergl. auch den Aufsatz von Dr. Wilhelm Fonk, „Ein Katechismus der Gesellschaftslehre" in den „Wirtschaftswissenschaftlichen Vierteljahrsheften", Essen, Juli 1928.

tiger Arbeit wird. Niemand bestreitet seine Notwendigkeit. Privateigentum ist zulässig, soweit die Besitzer den Absichten der Vorsehung Rechnung tragen. Auch das Erbrecht ist begründet. Der Staat darf jedoch Eigentumsbeschränkungen vornehmen, die dem allgemeinen Wohle dienen. Schädlich ist die Sozialisierung. Denn die private Unternehmerlust darf nur soweit beschränkt werden, als das Gesamtwohl dies offensichtlich fordert. Die beiden großen Triebkräfte der Wirtschaft, nämlich die Aussicht auf Vermögenserwerb und der berechtigte Wettbewerb müssen am Leben erhalten werden. Berufsverbände der Arbeitgeber wie der Arbeitnehmer (Gewerkschaften) haben ein diesseitiges Ziel. Da sie jedoch ihre Handlungen der Gerechtigkeit und Liebe anpassen müssen, dürfen sie sich weder sittlich noch religiös neutral erklären. Der Ersatz von Kapitalaktien durch Arbeiteraktien (die Mitbeteiligung des Arbeitnehmers) kann nur in dem Maße erfolgen, der es den Angestellten ermöglicht, sich die zur Unternehmungsführung notwendigen Fähigkeiten anzueignen. In diesem Abschnitte werden auch Preis, Wucher, Spekulation, Lohn erörtert. Spekulation in gewissen Grenzen ist statthaft, jedoch überwiegen im allgemeinen die Nachteile. Der gerechte Lohn verlangt in guten Geschäftsjahren eine über den Mindestlohn hinausgehende Bezahlung. Der Staat hat seine Mitglieder gegen Arbeits- wie Warenwucher zu schützen, darf jedoch nicht das Wirtschaftsleben aufsaugen. Der höchste Reichtum ist das menschliche Leben. Die Steuern sollen vor allem den Luxus treffen und nicht zum Betruge oder anderen Unsittlichkeiten reizen.

Das ganze Wirtschaftsleben muß auf Gerechtigkeit und Liebe ruhen. Reiche sollen nicht nur den Bedürftigen einen Teil ihrer Güter zukommen lassen, sondern auch im Einvernehmen mit dem Staate Wohlfahrtsanstalten errichten. Gerade in der Sozialpolitik muß die private Tätigkeit mitwirken. Der Katholizismus ist weder ein politisches noch ein wissenschaftliches System. Er ist auch kein Wirtschaftssystem im eigentlichen Sinne; denn seit 1900 Jahren hat er vor seinen Augen alle Wirtschafts- und Gesellschaftsordnungen vorüberziehen sehen. Der Katholizismus ist eine Religion, das heißt er sieht im Menschen in erster Linie die bewußtseinsbegabte Persönlichkeit mit ihrem Selbstwert, ihrer inneren und persönlichen Würde, unabhängig von aller politischen, wirtschaftlichen und sozialen Umwelt. Deswegen fragt er bei jedem vorüberziehenden Jahrhundert nicht, welchem politischen oder wirtschaftlichen System es den Vorzug gibt, sondern, ob die von ihm bevorzugten Einrichtungen nicht die Gerechtigkeit und die Liebe verletzen. —

Ich habe dieses Gesetzbuch ausführlicher behandelt, weil es die neueste Schöpfung solcher Art ist. Selbstverständlich sehen die Verfasser hauptsächlich belgisch-romanische Verhältnisse und behandeln daher Fragen, die uns Deutsche sehr bekräftigen, z. B. über das Verhältnis von Katholizismus zum Kapitalismus, über den Unterschied zwischen Erwerbsgedanken und Berufsgedanken usw., nur flüchtig oder sie stellen Anstalten, die (wie die Sozialversicherung) bei uns verwirklicht sind, erst als Ziele auf. Der im sozialen Gesetzbuch wie auch von den früher erwähnten Studienrunden gepriesene Sozial- (Familien-) Lohn bewährt sich wenig, weil die Arbeitgeber dort, wo er gilt, lieber Ledige oder Kinderlose anstellen, um die Familienzulage zu ersparen.

All diese Mängel sind unvermeidlich und schmälern nicht den Wert des sozialen Gesetzbuches, dem Fonk die „geradezu großartige Selbstverständlichkeit, wie das gesamte Weltgebäude von einem einzigen, und zwar dem katholischen, Standpunkte aus betrachtet wird", nachrühmt.

Die schönste Aussicht auf einen Berg meiner Heimat habe ich einmal genossen, als ich ihn vom Auslande betrachtete. Vielleicht gibt uns auch die Arbeit der Mechelner Gesellschaft Anlaß, eingehender die überwiegend deutschen Leitsätze der Vorkriegsrunden durchzulesen, als dies heute geschieht. Ein Vergleich zeigt uns, daß unsere Wirtschaftslehre wirklich katholisch-allgemein, weltumspannend ist, und wie unsere Liturgie und kirchliche Organisation bloß in Einzelheiten örtlichen Verhältnissen Rechnung trägt. Der Vergleich dieser Einzelheiten bringt uns aber wichtige Erkenntnisse, bewahrt vor allem davor, persönliche Ansichten und Lehren als unangreifliches, über jeden Zweifel erhabenes (Wirtschafts-) Dogma anzusehen. Unsere christlichen Nationalökonomen haben nicht immer diesen Fehler vermieden und dadurch nicht nur in den Reihen der Fachgenossen Zweifel erregt, sondern auch die breite Masse ihrer Glaubensbrüder beunruhigt, den Glaubensfeinden aber Stoff nicht nur zum Angriff auf die Wirtschaftslehre, sondern auf die gesamte Glaubenslehre geliefert. Erinnert sei an die Zinsfrage, in der hüben wie drüben übers Ziel geschossen wird.

Es ergibt sich vielleicht der Zweifel, ob dieser volkswirtschaftliche Aufsatz in ein Seelsorgeblatt gehört. Ich bejahe die Frage und führe in Ergänzung meiner Eingangsworte kurz aus:

Was wir hier besprachen, betrifft nicht nur den Nationalökonomen, vielleicht gar bloß den katholischen Nationalökonomen. Lohn, Arbeit, Berufsstand, Kapital sind Lebensfragen des ganzen Volkes, also muß auch der Seelsorger mit ihnen vertraut sein. Wir können die Wirtschaft schließlich wie die Politik und das Recht als angewandte Moral betrachten. Ökonomische Vorgänge liefern Beispiele und Nutzanwendungen allgemeiner Sittengesetze und sind umgekehrt auf ihren sittlichen Gehalt zu prüfen. Die geschilderten Bestrebungen bilden ferner Marksteine in der Geschichte des kirchlichen Lebens. Soweit sie die Vorkriegszeit betreffen, verdienen sie auch wegen ihrer historischen Verbundenheit mit der sozialen Tätigkeit des Heiligen Stuhles Beachtung.

DAS ERSTE KOBLENZER PRIESTERSEMINAR (1585).

Von Dr. Georg Reitz,
Hausgeistlicher im städtischen Krankenhaus Kemperhof zu Koblenz.

Das Konzil von Trient hatte in seiner 23. Sitzung (i. J. 1563) die Schaffung von Priesterseminaren vorgeschrieben. Es dauerte ein Menschenalter, bis in unserer Diözese diese Forderung verwirklicht wurde. Gewiß war ein bedeutungsvoller Schritt zur Heranbildung eines an Zahl genügenden und würdigen Klerus getan, als die Jesuiten 1570 in Trier und 1580 in Koblenz ihre Schulen eröffnen konnten. Kurfürst Jakob von Eltz erklärte, diese Schulen hätten zwar nicht den Namen von Seminaren, unterschieden sich aber wenig von denselben. Der genannte Kurfürst hatte, wie aus einem päpstlichen

Schreiben des Jahres 1577 hervorgeht, auch schon die Errichtung eines Seminars beabsichtigt. (Blattau Stat. Syn. II S. 278.)

Das erste vom Trienter Konzil geforderte Seminar wurde von seinem Nachfolger in Koblenz begründet. Zu dem wenigen, was darüber bekannt ist, kann ich einiges hinzufügen (vgl. Reuß, Gesch. des Bisch. Priesterseminars, S. 50).

Die Geschichte dieses ersten Seminars beginnt nicht, wie Reuß annimmt, erst mit dem Jahre 1585, wo die Gründung vorgenommen und die Statuten aufgestellt wurden (vgl. Blattau Stat. Syn. II. S. 306), sondern schon mit dem Jahre 1581.

Unterm 28. September 1580 hatte Kurfürst und Erzbischof Jakob von Eltz die Jesuiten gerufen (Staats-Archiv Kobl. 117 N. 401). Sein Nachfolger Johann VII. von Schönenberg (1581—1599) geht mit Feuereifer an die Verwirklichung der Absichten seines großen Vorgängers.

Es ist ihm nicht genug, das Gymnasium der Jesuiten in Koblenz in Gang setzen zu helfen, sondern er geht sofort einen Schritt weiter. Bereits unter dem 23. November 1581 schreibt er an die Stiftsherren von St. Florin in Koblenz, er stehe im Begriff, das angefangene Kolleg der Jesuiten in Koblenz zu verwirklichen und brauche dafür das dem Stift gehörende, neben der Jesuitenkirche gelegene Haus der Vikarie des heiligen Antonius an ihrer Kirche zu einem W o h n h a u s f ü r S t u d i e r e n d e („pro convictoribus"). Das Haus sei von Werkleuten auf 200 Gulden geschätzt, die er ihnen ersetzen wolle. Sie täten ihm einen großen Gefallen, wenn sie ihm dieses Haus überließen. (St.-Arch. Koblenz 117 N. 401.)

Die Antwort der Stiftsherren ist uns nicht erhalten, aber es ist bei der Einstellung des Dechanten und seiner Kollegen gegenüber den Jesuiten keine Frage, daß sie dem Erzbischof das Haus zur Verfügung stellten. Tatsächlich ist einige Jahrzehnte später ein Seminarhaus vorhanden, das ganz nahe bei der Jesuitenkirche liegt, also fraglos dieses Haus ist.

Wie es weiter ging, läßt sich nur aus einer bisher nicht angezogenen Quelle feststellen, nämlich aus den Ratsprotokollen der Stadt Koblenz (im Staatsarchiv deponiert). In der Sitzung des Rates, die am 8. Juni 1585 stattfand, wird berichtet, der verstorbene Pastor Widdig von Liebfrauen in Koblenz habe 1000 Gulden „zur Errichtung eines Seminars" vermacht. Johannes von Widdig, aus einer Kölner Ratsfamilie stammend, war bis 1583 Prämonstratensermönch in Rommersdorf bei Heimbach und Prior des Frauenklosters Altenberg bei Wetzlar. Das Totenbuch der Abtei Rommersdorf rühmt ihn als einen wachsamen und treuen Mann, der in den Streitigkeiten des Klosters Altenberg mit den Grafen Solms seinen Mann gestellt habe. (Vgl. Holzer, Serie der Pfarrer von Liebfrauen im Archiv von Liebfrauen, und Wegeler, „Die Prämonstratenser-Abtei Rommersdorf", Koblenz 1882, S. 102.)

Johannes „de Wedig" wird 1583 Pastor an der Koblenzer Liebfrauenkirche. Die Pfarrstelle von Liebfrauen wurde von alters von den Stiftsherren von St. Kastor besetzt.

Er ist der Nachfolger des Kastorer Scholastikus Wilh. Lindner (Tilius). Dieser, im Germanischen Kolleg in Rom gebildet, begegnet 1583 als Begleiter des päpstlichen Abgesandten M. Minucci auf dessen gefahrvoller Fahrt nach

Bonn. (J. Hansen, Nuntiaturberichte I S. 384.) Danach muß man annehmen, daß Lindner damals die Pfarrei Liebfrauen aufgegeben hat.

Lindner hatte die Jesuiten, als sie 1580 nach Koblenz gezogen waren und ihr Kloster noch nicht beziehen konnten, monatelang in seinem Hause beherbergt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie auch bei dem Nachfolger J. Weddig gerngesehene Gäste waren.

Das Rommersdorfer Kloster, dessen Mitglied er geblieben war, berichtet zu seiner Todesnachricht — er starb am 21. März 1585 —, er habe in Koblenz eine Studienstiftung gemacht. Wegeler fügt bei, eine diesbezügliche Stiftung desselben werde in Koblenzer Akten nicht erwähnt. (A. a. O. S. 102.) Wegeler hat die Ratsprotokolle nicht durchgesehen.

Daß das Geld tatsächlich ausbezahlt wurde, ergibt sich aus der Koblenzer Stadtrentmeistereirechnung der Jahre 1585, 1588 und 1590/91. Danach erhält der „Provisor" des Seminars in diesen Jahren aus der Stadtkasse 50 Gulden Zinsen wegen des bei demselben aufgenommenen Geldes. (Staatsarchiv Koblenz, Abt. 623, N. N. 1896, 1898, 1899 und 1901.) Die Stadt hatte das Geld nach einer Notiz im Ratsprotokoll des Jahres 1588 in ihre Hand genommen. Daher auch die Erwähnung der Stiftung in der genannten Ratssitzung!. Man muß aus der Bemerkung des Ratsprotokolls, das Geld sei „zur Errichtung eines Seminars" vermacht worden, schließen, daß das Seminar bis dahin noch nicht verwirklicht worden war.

Das Vermächtnis des Pastors Widdig war also die Veranlassung, daß die Errichtung des schon 1581 projektierten Seminars verwirklicht wurde. Am 18. November 1585 siegelt Kurfürst Johann von Schönenberg die Urkunde der Gründung. Er weist einleitend auf den Priestermangel in der Diözese und auf die Notwendigkeit der Gründung eines Seminars hin. Er habe die Errichtung eines solchen schon lange erwogen, sagt er. Er bestimmt dann, daß in Koblenz junge Leute in den Schulen und unter der Leitung der Väter der Gesellschaft Jesu sowohl in den allgemein menschlichen Wissenschaften als auch in der Religion und den für einen Seelsorger nötigen Verrichtungen gut unterrichtet und durch häufige Teilnahme an den Pfarrdiensten tauglich gemacht werden sollten. Also ein Gymnasial-Konvikt und Seminar zusammen! Er erwähnt, daß er ein Haus neben dem Schulgebäude des Kollegiums der Jesuiten für das Seminar bestimmt habe und gewährt demselben die geistliche Immunität. Die Zöglinge sollen zum Klerikalstande gehören. Da das Seminar zur Aufnahme armer Studierender bestimmt ist, soll es von allen Abgaben frei sein.

Die Sorge für das neue Werk, die Verwaltung der Einkünfte und die Aufnahme der Stipendiaten überträgt er den Dechanten der Stiftskapitel St. Florin und St. Kastor.

Unter demselben Tage werden die Statuten gegeben. Niemand, heißt es darin, soll aufgenommen werden, der nicht 15 Jahre alt ist. Der Aufgenommene muß sich wenigstens auf der Syntaxklasse befinden. (Das ist die dritte der fünf Klassen des Gymnasiums, von unten gerechnet.)

Die Zöglinge sollen das Glaubensbekenntnis ablegen, die Tonsur und die vier niederen Weihen empfangen und das unter die Knie reichende Kleid tragen. Sie sind hinsichtlich der Studien, wie die anderen Schüler, dem Rektor des Kollegs, dem Studienpräfekten und den Lehrern unterstellt. Ihre Studien

gehen der gewöhnlichen Schulordnung nach. Sie sollen indes zwei Jahre in der Rhetorikklasse (obersten Klasse) bleiben. Dann sollen sie, wenn sie dem Alter nach zu den höheren Weihen gelangen können, täglich zwei theologische Vorlesungen hören. In der einen Vorlesung werden die Hauptstücke der christlichen Lehre nach der Ordnung des römischen Katechismus, in der anderen die Verrichtungen der Pfarrgeistlichen erklärt.

Inzwischen sollen sich die Zöglinge durch öftere Übung die Gewandtheit in der Verwaltung der Sakramente und im Predigen aneignen, dazu nach Möglichkeit den pfarrlichen Verrichtungen beiwohnen und auch auf den umliegenden Ortschaften den Katechismus erklären. Nach Vollendung ihrer Studien sollen die Alumnen nach der Anweisung des Ordinarius überallhin in die Diözese gehen, wohin sie geschickt werden.

Daran schließen sich die Regeln und die Hausordnung für die Zöglinge.

Die zweijährige Dauer der Rhetorik wird damit begründet, daß es wünschenswert sei, daß die Zöglinge in der rednerischen und dialektischen Fertigkeit besser ausgebildet würden.

Bemerkenswert ist, daß hier von einer Ausbildung in der Philosophie keine Rede ist. Auch der theologische Unterricht in einer wöchentlichen Stunde erscheint dürftig.

Es folgen dann die Regeln und die Hausordnung. Es wird um ¼5 aufgestanden. Um 5 Uhr versammeln sich die Zöglinge zum Gebet. Beim Essen herrscht Stille, das Geschirr müssen die Zöglinge selber spülen, um ½5 Uhr sollen sie eine Viertelstunde auf körperliche Übungen verwenden; man geht gemeinsam spazieren, niemand darf außerhalb des Hauses übernachten, niemand soll zum Fenster hinausschauen, jeder soll auf Sauberkeit, die für die Gesundheit notwendig ist, halten usw. (Blattau a. a. O. II S. 306.)

Von einer Verpflichtung der Theologiestudierenden zum Eintritt in dieses Seminar ist keine Rede. Da von einer Beschränkung auf Angehörige des Untererzstiftes keine Rede ist, handelt es sich um eine Stiftung, die allen Studierenden der Erzdiözese offenstehen sollte.

Wir kennen auch den Namen unseres Seminars. Es wird in einem Schriftstück des Jahres 1654 als „Seminar Unserer Lieben Frau" bezeichnet. (Staatsarchiv Koblenz 117, Nr. 421.) Vielleicht hatte der Pastor Widdig in seinem Testament, das leider anscheinend nicht erhalten ist, diesen Namen gewünscht.

Daß die Liebfrauenkirche in einem gewissen engeren Verhältnis zu dem Liebfrauenseminar stand, zeigt eine Bemerkung, die 1642 in der Stadtratssitzung gemacht wird. Ein Mann will als Chorsänger in der Koblenzer Liebfrauenkirche angestellt werden. Der Rat erwidert ihm, es gebühre dem Seminar, die Chorsänger zu bestellen, die Provisoren des Seminars sollten an ihre Pflicht erinnert werden. 1644 heißt es, die Dechanten von St. Florin und St. Kastor seien die Provisoren des Seminars, sie sollten die Choralisten an Liebfrauen anstellen. (Ratsprotokolle.)

Ob unser Seminar jemals eröffnet wurde, ist nicht festzustellen. Die Koblenzer Jesuiten erwähnen es in ihren jährlichen ziemlich ausführlichen Berichten, die wir besitzen, nicht ein einziges Mal. Woraus man wohl schließen darf, daß sie die in den Statuten vorgeschriebenen zwei wöchentlichen Vorlesungen von ihnen nicht gehalten haben.

In den Lebensbeschreibungen der toten Jesuiten begegnet bei keinem

einzigen eine Bemerkung über eine derartige Tätigkeit (s. Schüller, Kobl. Gen.-Anz. 1923, Nr. 108 u. ff.). Die Jesuiten werden im Stiftbrief allerdings nicht als dazu berufen bezeichnet. Andere Koblenzer Welt- oder Ordensgeistliche sind mir nicht als Dozenten begegnet.

Erst 1702 beginnen die Dominikaner ein Biennium für die Philosophie, das die Jesuiten 1713 übernehmen, um ihm 1719 einen vollständigen Dreijahr-Kursus in der Theologie anzugliedern. (Staatsarchiv Kobl. 117, Nr. 420, Bd. I, vgl. Mittelrhein. Gesch. Bl. Jg. 5 Nr. 3.)

Von dem Seminar hören wir erst wieder etwas im Jahre 1642. Es wird in der Ratssitzung des Jahres 1642 (am 26. Juli) erwähnt. 1665 fordert das Seminar von dem Koblenzer Hospital 500 Gulden (ebenda). 1669 wird ein Ratsherr vom Rat der Stadt abgeordnet, um die Rechnung des Seminars abzuhören. 1654 und 1656 wird das Seminarhaus erwähnt, um 1700 nicht mehr. (Staatsarchiv Abt. 117 Nr. 421.) 1680, 1689 und 1691 werden dem Seminar vom Kurfürsten jedesmal 30 Gulden überwiesen. (Staatsarchiv Koblenz Landmeistereirechnung Nr. I 5078 bis I 5089.)

Aus diesen Vorgängen allein kann man noch nicht schließen, daß das Seminar tatsächlich in Gang gekommen war. Die Einkünfte können auch Studierenden, die in der Stadt wohnten, überwiesen worden sein.

Eine andere Notiz, die in dem schon erwähnten Schriftstück des Jahres 1654 vorkommt, läßt indes die Vermutung aufkommen, daß das Seminarhaus doch als eine Art Konvikt für Schüler des Gymnasiums diente. Es heißt nämlich dort, die Jungfer Elisabeth Trarbach wohne in dem Seminarhaus. Man darf wohl annehmen, daß sie einige Studenten im Hause hatte und von den Seminarverwaltern für deren Speisung und Betreuung bezahlt wurde.

Die Dotation des Seminars war und blieb anscheinend gering. Leider ist uns nicht eine einzige Abrechnung des Seminars erhalten geblieben, so daß wir über das Vermögen des Seminars nichts Genaues wissen. Wir kennen nur die Höhe der Stiftungssumme, die sich in rund 140 Jahren bildete. Sie belief sich im Jahre 1729 auf 15 000 Reichstaler. (Günther, Cod. Rheno-Mos. V. S. 502.) Von 1694 an zahlt die kurtrierische Obererzstiftsche Generaleinnehmerei in Trier jährlich 72 Taler Zinsen von einer Schuld von 1800 Talern an unser Seminar.

Wir kennen nur eine Stiftung für Koblenzer Studierende aus älterer Zeit. Ein Johann Salicäus aus Kalt bei Münstermaifeld hatte von 1573 bis 1575 im Germanicum zu Rom studiert, war 1582 Stiftsherr und Pastor von Münstermaifeld und 1591 dort Stiftsdechant geworden. (Steinhuber, Coll. Germ. I S. 229.) Er starb als solcher und vermachte die 3000 Gulden für drei Studierende, die das Stift Münstermaifeld in Händen hatte. Dasselbe zahlt nun regelmäßig jährlich die Zinsen als Stipendien für drei Studierende an das Koblenzer Priesterseminar aus. (Stiftsprotokolle Münstermaifeld, vgl. Mittelrhein. Gesch. Bl. 6. Jg. Nr. 9.)

Die Stiftssumme ging 1729 in den Besitz des in diesem Jahre neugegründeten zweiten Koblenzer Priesterseminars über, dessen Geschicke ich in einem zweiten Aufsatz darlegen werde.

Was aus dem 1656 zum letztenmal erwähnten, 1581 erworbenen Seminarhaus an der Jesuitenkirche wurde, läßt sich anscheinend nicht feststellen. Es war jedenfalls bei der Gründung des zweiten Seminars nicht mehr vor-

handen, sonst würde es zweifellos erwähnt. Vielleicht ist es bei der Beschießung der Stadt durch die Franzosen (1688) in Trümmer geschossen worden. Vielleicht war es auch um jene Zeit baufällig geworden und wurde nicht mehr aufgebaut.

Die Geschichte des ersten Seminars in unserer Diözese ist in mancher Beziehung lehrreich genug. Trotz aller schlimmen Erfahrungen war der Gedanke der Notwendigkeit einer besseren wissenschaftlichen und aszetischen Bildung des Klerus vor und um 1600 und 1700 noch lange nicht Gemeingut geworden.

Man wundert sich, daß der Erzbischof selber, der für die Schulen so viel tat, nicht mehr für seine neue Stiftung in Koblenz, die er ausdrücklich unter Verschweigung des Namens des Pastors Widdig als seine Stiftung bezeichnet, tut.

Man wundert sich auch, daß nicht mehr Geistliche den Wert eines Konviktes für die künftigen Geistlichen erkannten. Man wundert sich, daß die Gläubigen nichts dafür übrig haben. Geld war da. Den Klöstern flossen noch immer zahlreiche Stiftungen zu, wie alle Akten beweisen. Die Folgen des ungebundenen Studentenlebens auch am Koblenzer Jesuiten-Gymnasium waren doch gerichtsnotorisch und offenkundig. Mancher Priesterberuf wäre, wenn ein gutgeleitetes Konvikt vorhanden gewesen wäre, nicht verlorengegangen. Vielleicht war es ein Mangel, daß Erzbischof Johann von Schönenberg die neue Stiftung nicht enger an das Jesuitenkolleg anschloß. Die Jesuiten hätten wohl etwas daraus gemacht.

BÜCHERBESPRECHUNGEN

PHILOSOPHIE

Friedrich Ueberwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie. Zweiter Teil. **Die patristische und scholastische Philosophie.** Elfte, neubearbeitete und mit einem Philosophen- und Literatorenregister versehene Auflage. Herausgegeben von Dr. Bernhard Geyer, ord. Professor an der Universität Bonn. Lexikon-Oktav, XVI und 827 S. Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1928. Preis 25,— Rm., in Halbleder 30,— Rm.

In der zehnten, von Prof. Baumgartner besorgten Auflage war der zweite Band der Geschichte der Philosophie von Ueberweg-Heinze nicht bloß zu einem zuverlässigen und ausgezeichneten, sondern geradezu unentbehrlichen Hilfsmittel für den theologisch sowohl als philosophisch interessierten Erforscher des Mittelalters geworden. Er fand denn auch allgemeine Anerkennung als die inhaltreichste, vollständigste, auf unmittelbaren Quellen beruhende Gesamtdarstellung der patristischen und scholastischen Philosophie.

Trotzdem war es keine leichte Arbeit, nach mehr als 12 Jahren eine Neuauflage zu besorgen. Denn gerade seit 1914 hat die Erforschung der Scholastik durch unermüdliches Zusammenarbeiten deutscher, französischer, belgischer, spanischer, italienischer und neuerdings auch amerikanischer Gelehrter große Fortschritte gemacht. Reger Wetteifer zwischen den verschiedenen Nationen sowie zwischen Laien und Geistlichen, Ordens- und Weltklerus in der Ausgrabung und Bearbeitung neuer handschriftlicher Schätze hat die Literatur ins fast Unübersehbare gesteigert. So ist es verständlich, daß Baumgartner bei seiner geschwächten Gesundheit diese Arbeit in die Hand von Prof. Geyer zu legen wünschte, den denn auch der Verlag dafür gewann. Geyer war offenbar besonders dazu befähigt, weil er und seine Schüler auf dem Gebiete der Frühscholastik anerkannte Arbeiten zu verzeichnen haben.

Tatsächlich gibt der Band einen sonst unerreichten, guten Überblick über alte und neue Forschungsergebnisse zum mittelalterlichen Denken. Damit der Umfang des Werkes trotz der Erweiterung des Stoffes derselbe bleibe, wurde die ältere Literatur vielfach gestrichen und für das christliche Altertum eine strengere Scheidung von Philosophie und Theologie vorgenommen. Die Behandlung der neutestamentlichen Schriften und der Väter ist jetzt auf das rein Philosophische beschränkt, so daß der Theologe da manchmal die frühere Auflage oder die theologische Fachliteratur aus Exegese, Patrologie und Dogmengeschichte wird zu Rate ziehen müssen. Für das Mittelalter ist eine solche Abgrenzung noch nicht durchgeführt. Deshalb bietet da das vorliegende Lehrbuch die Literatur vollständig auch für theologische Fragen. Für einzelne Partien wurden besondere Fachleute herangezogen. So hat Prof. Horten die arabische Philosophie bearbeitet, Dr. Koch die Paragraphen über die älteste Thomistenschule und Durandus, Dr. Quint Eckehart und die deutsche Mystik. Es ist größtmögliche Garantie gegeben, daß das Werk dem heutigen Stande der mittelalterlichen Geistesforschung entspreche. In vielem ist es ein neues Werk geworden, aber es hat die alte Zuverlässigkeit, Gründlichkeit, Übersichtlichkeit, Klarheit, Vollständigkeit und darum auch seine Unentbehrlichkeit als Studienmittel und Nachschlagewerk für Gelehrte und Gebildete bewahrt.

Die Lehre des Johannes Duns Skotus O. F. M. von der Natura Communis. Ein Beitrag zum Universalienproblem in der Scholastik. Von Dr. Johannes Kraus. (Studia Friburgensia.) Gr. 8°. 143 S. Verlag der Bonifacius-Druckerei, Paderborn 1927. Preis geh. 4,— Rm.

Wenn auch das Universalienproblem nicht das Wesen der Scholastik ausmacht, so war es doch ein Zentralproblem mittelalterlichen Denkens, wie es in irgendeiner Form schließlich Zentralproblem aller Philosophie ist. Im Kampf zwischen Realismus und Nominalismus kommt sicher Duns Skotus eine große Bedeutung zu. Denn der Kampf der Nominalisten gegen die Realität der Universalien galt in erster Linie der skotistischen Auffassung des Universale in re. Mit dem hl. Thomas verteidigt Skotus den Realismus, ohne Ultrarealist zu werden. Er hält aber nicht mit Thomas die Materie, sondern die Form für das individualisierende Prinzip. Zu dem generischen und spezifischen Charakter der natura communis tritt die individuelle Eigentümlichkeit, die sog. haecceitas, hinzu. Die indifferente Natur kann nicht für sich allein existieren, sondern nur in der Verbindung mit der Individualdifferenz. Die beiden sind real identisch, sind aber trotzdem nicht bloß virtualiter, sondern formaliter unterschieden. Bestimmend für die Auffassung der natura communis bei Skotus war bisher der verdiente Skotusforscher P. Minges. Kraus glaubt ihn insofern korrigieren zu müssen, als die natura communis nicht bloß, wie Minges behauptete, der metaphysischen und logischen, sondern der physischen Ordnung angehöre. Skotus stehe zwischen dem Ultrarealismus der Frühscholastik und dem gemäßigten Realismus des Aquinaten. Wenn der Unterschied der beiden Auffassungen vielleicht auch nicht so groß ist, so ist doch diese gründliche und klare Untersuchung zu begrüßen und geeignet, eine Klärung der skotistischen Lehre herbeizuführen.

Trier. Joseph Lenz.

KIRCHENGESCHICHTE

Der hl. Franz Xaver, der Apostel Indiens und Japans. Von F. F. Maurer, Priester des Apostolischen Vikariates Dänemark. 1926. Druck und Verlag der Bonifacius-Druckerei, Paderborn. VIII, 317 S. 8°. Brosch. 4,20 Rm.; geb. in Leinen 5,50 Rm.

Zur Einleitung bespricht Maurer zunächst die älteren Zeugnisse über den hl. Franz Xaver und die Lebensbeschreibungen, ferner Xavers Briefe und Schriften. Dann folgt die Geschichte des Lebens und der Wirksamkeit des Heiligen von seiner Geburt auf Schloß Xavier im nördlichen Spanien am 7. April 1506 bis zu seinem Tode im besten Mannesalter von 46 Jahren vor den Toren Chinas auf der Insel Sanzian frühmorgens am 3. Dezember 1552; den Schluß bildet die Geschichte seiner Kanonisation und eine kurze Charakteristik des Heiligen. Die durchaus selbständige Arbeit Maurers benutzt als Quellen in erster Linie die echten Briefe des Heiligen und seiner Zeitgenossen, in zweiter Linie die beiden ältesten handschriftlichen Biographien (von Texeira und Valignano) und in dritter Linie die Niederschriften der eidlichen Aussagen des ersten Prozesses. Des Verfassers Absicht ist, den rein geschichtlichen Fr. X. einmal aus der Hülle älterer Biographien und besonders der Legenden der Barockzeit herauszuschälen. So mußten einige schöne Erzählungen fallen; aber der Heilige selbst erscheint dadurch viel lebenswahrer und fast noch heldenhafter als unter dem Rankwerk der Legenden.

Der „Jesuitenstaat" in Paraguay von Dr. rer. pol. Maria Faßbinder. Max-Niemeyer-Verlag, Halle (Saale) 1926. (Studien über Amerika und Spanien — Estudios sobre América y España — herausgegeben von Karl Sapper, Arthur Franz, Adalbert Hämel. Völkerkundlich-geschichtliche Reihe. Nr. 2.) X, 161 S. 8° mit 2 Karten und 1 Plan. Geh. 8,— Rm.

Als Jesuitenstaat in Paraguay bezeichnet man das Gebiet der dreißig von den Jesuiten gegründeten Missionsdörfer des Stammes der Guarani, die von 1609 bis 1768 unter der Leitung der Jesuiten standen. Sie hießen Reduktionen, weil die Eingeborenen „ad ecclesiam et vitam civilem essent reducti" (S. 11). M. Faßbinder behandelt I. die Vorgeschichte und Entstehung des „Jesuitenstaates", II. seine innere

Gestaltung (Gesamtverfassung, staats- und kirchenrechtliche Stellung, religiös-soziales Leben und Wirtschaftsordnung), III. den Untergang und IV. die Beurteilung desselben durch Mit- und Nachwelt. Der „Jesuitenstaat" ist bisher teils wegen parteilicher Einstellung, noch mehr aber wegen mangelnder Kenntnis der Quellen kaum jemals richtig beurteilt und dargestellt worden. F. hat auf Grund der besten, zum Teil erst neuerdings zugänglich gewordenen Quellen versucht, „sine ira et studio" ein objektives, anschauliches Bild davon zu geben. Sie zeigt u. a., daß von einem Jesuitenstaat nicht eigentlich gesprochen werden kann, da Paraguay spanische Kolonie war wie alle anderen; ebenso auch, daß Paraguay nicht ein schlechthin kommunistisches Gemeinwesen war. Der beschränkte Kommunismus, der tatsächlich dort eingeführt war, „diente lediglich als Erziehungsmittel, um das »Kindervolk« der Guarani an Ordnung und Arbeit zu gewöhnen und dadurch allmählich auf eine höhere Kulturstufe zu heben" (S. 127). Die Geschichte hat dem Versuch infolge der Vertreibung der Jesuiten die Zeit zum Ausreifen versagt. Das Werk der Jesuiten als Missionare und Kolonisatoren von Paraguay bleibt aber trotz aller ihm noch anhaftenden Mängel „eine großartige Schöpfung, die vollste Bewunderung verdient" (S. 161).

Der hl. Petrus Canisius und die Neuerer seiner Zeit von Johannes Metzler, S. J., Münster in Westfalen 1927. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. (Katholisches Leben und Kämpfen im Zeitalter der Glaubensspaltung. Vereinsschriften der Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum. 1.) VIII, 48 S. 8°. Geh. 1,40 Rm.

Der Canisiusbiograph Metzler gibt hier in etwas erweiterter Form den Vortrag wieder, den er auf der Generalversammlung der Görresgesellschaft in Koblenz (Sept. 1926) gehalten hat. Vorwiegend aus den unmittelbaren Äußerungen und aus dem Tun und Handeln des Heiligen selbst führt M. den überzeugenden Nachweis, daß Canisius, wenn auch in seinen Rechtsanschauungen gegenüber Häresie und Häretikern ein Kind seiner Zeit, in seiner inneren Herzensgesinnung und in seinem persönlichen Verhalten den Neuerern gegenüber von wahrhaft christlicher Liebe und Milde beseelt war und diese Gesinnungen auch trotz aller kränkenden Herausforderungen in Wort und Schrift stets beibehielt und von seinen Mitbrüdern gewahrt wissen wollte. — Das Heft eröffnet in glücklicher Weise die neue Schriftenreihe, durch welche die Gesellschaft zur Herausgabe des C. C. eine lebendigere Verbindung zwischen den Mitgliedern der Gesellschaft und dem Vorstande herbeiführen will.

Veit Trolmann von Wemding, genannt Vitus Amerpachius, als Professor in Wittenberg (1530—1543). Von Dr. Ludwig Fischer, Hochschulprofessor in Bamberg. 1926. Herder & Co. G. m. b. H., Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br. (Studien und Darstellungen aus d. Gebiete d. Geschichte. Im Auftrage d. Görresgesellschaft mit der Redaktion des Hist. Jahrbuchs hrsg. von † Dr. Hermann Grauert. X. Bd. 1. H.) X, 215 S. 8°. Brosch. 10,— Rm.

Ludwig Fischer ist durch die Beschäftigung mit der Geschichte seiner Familie, die ebenfalls aus Wemding, bezw. aus dem nahe dabeigelegenen Flecken Ammerbach stammt, auf die Gestalt Veit Trolmanns aufmerksam geworden. Nachdem er nun bereits 1917 in einer Festschrift zum 60. Geburtstag für Joseph Schlecht Veit Trolmanns Jugendzeit und Studienjahre (1503—1530) behandelt hatte, stellt er in dieser Schrift den wichtigen Lebensabschnitt dar, den V. Tr. als akademischer Lehrer in Wittenberg verlebte. Anfangs im Banne der religiösen Neuerung und mit Luther und Melanchthon in enger Verbindung, kam er infolge seines Studiums der kirchlichen Tradition von den Neuerern immer mehr ab und kehrte schließlich trotz aller Schwierigkeiten zur katholischen Kirche zurück. Er verließ 1543 Wittenberg und ging als Professor nach Ingolstadt, wo er bis zu seinem Tode 1557 wirkte. F. ergänzt die überall quellenmäßig belegte Darstellung dieser Entwicklung durch einen Anhang gedruckter und ungedruckter Quellen (S. 137—188) und durch eine Bibliographie der Werke Trolmanns (S. 189—210), soweit sie zu seinen Lebzeiten erschienen sind.

Wolf Dietrich von Raitenau, Erzbischof von Salzburg, von Franz Martin. A. Hartleben's Verlag, Wien und Leipzig 1925. (Österreichische Bücherei, hrsg. von Friedrich Walter und Emerich Schaffran. Nr. 12.) 91 S. kl. 8°. Geb. 2,50 Rm.

W. D. von Raitenau hat schon wiederholt das Interesse der Historiker, darunter auch das des Verfassers vorliegender Schrift auf sich gezogen (nach Ausweis der Literaturangaben auf S. 91). Er war Erzbischof von Salzburg von 1587 bis 1612, hatte aber von Haus aus mehr Lust am Kriegshandwerk als am geistlichen Beruf. „Aus seiner Bahn gedrängt, wurde W. D. ein schlechter Bischof und ein Fürst, der das Maß seiner tatsächlichen Verhältnisse nicht kannte, das Beispiel eines Genies, das an der Wirklichkeit zerbricht" (S. 39). Als Bauherr von Salzburg und als Landesfürst von nachhaltiger Wirkung gab er in sittlicher Hinsicht zeitlebens großes Ärgernis. Sein Gegensatz zu Bayern führte 1612 zu seinem Sturz und zur Gefangenschaft auf Hohensalzburg bis zu seinem Tode am 16. Januar 1617. Martin gibt hier keine vollständige Biographie Wolf Dietrichs, sondern hebt nur die weitere Kreise interessierenden Hauptzüge seines Lebens und Charakters hervor.

Leibniz und die religiöse Wiedervereinigung Deutschlands. Seine Verhandlungen mit Bossuet und den europäischen Fürstenhöfen über die Versöhnung der christlichen Konfessionen. Von Dr. Franz Xaver Kiefl, Domdekan in Regensburg. Zweite, wesentlich umgearbeitete Auflage. Regensburg 1925. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei A.-G., München-Regensburg. 219 S. 8°. Brosch. 5,— Rm.

Der jüngst verstorbene Regensburger Prälat Kiefl hat im Jahre 1903 zum ersten Male die bis dahin recht verworrene Frage der Leibnizschen Bemühungen um die religiöse Wiedervereinigung Deutschlands nach ihrem wahren geschichtlichen Verlauf geklärt und auch vom Standpunkte des katholischen Theologen kritisch gewürdigt. Es kommen in Betracht Verhandlungen mit dem Wiener Reunionsagenten Spinola, mit dem französischen Staatsrat Pellisson Fontanier und vor allem mit Bischof Bossuet (1691/94 und 1699/1702); dann wieder Verhandlungen mit dem Wiener Hofe und zuletzt seine Hoffnung auf Einberufung eines Weltkonzils durch Peter d. Gr. Die nach dem Weltkriege vielerorts einsetzenden Unionsbestrebungen geben der zeitgemäß umgearbeiteten Studie Kiefls neue Bedeutung. Sie ist sehr geeignet, die Schwierigkeiten einer Union in mancher Hinsicht zu beleuchten.

Die Union mit den Ostkirchen. Bericht über die Wiener Unionstagung Pfingsten 1926. Herausgegeben im Auftrage der österreichischen Leogesellschaft von D. Dr. Johannes Hollnsteiner, Privatdozent f. Kirchengeschichte a. d. Univ. i. Wien. Graz und Leipzig 1928. Verlag von Ulr. Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff). (Beiträge zur Erforschung der orthodoxen Kirchen, hrsg. von Prof. Dr. F. Haase [Breslau] und Prof. Dr. Alois Hudal [Rom] II.) VIII, 91 S. 8°. Brosch. 3,80 Rm.

Über das Ziel der Wiener Unionstagung sagt der Herausgeber in der Einleitung, daß man unter Einschränkung der Unionsfrage auf die Ostkirchen beabsichtigt habe, „die dieser Frage zugrundeliegende Problematik aufzuzeigen und zugleich nach außen aufs neue den Willen zu manifestieren, daß man ohne jeden Rückhalt die Einheit der Kirche wolle und anstrebe (S. 9). Daher hatte man die besten Kenner der Ostkirchen (Tomek, Wien; Lübeck, Fulda; Baumstark, Bonn; Haase, Breslau; Kolpinsky, Warschau; Turyn, Wien; den orthodoxen Baron Wrangel, Rom und Eibl, Wien) um Referate gebeten und alle Kreise der orthodoxen Kirche eingeladen, an der Tagung und auch an der Diskussion teilzunehmen. Auf das Ziel, ein Sichkennenlernen in Wahrheit und Liebe anzubahnen, sind auch die von Hollnsteiner abgedruckten tiefschürfenden Referate abgestimmt. Ein Tagungsbericht vom Herausgeber und eine die wichtigsten Ergebnisse zusammenfassende Resolution beschließen die weiter Verbreitung werte Schrift.

J. Sternaux, S. J.: **Sturmflut und Wetterleuchten. P. de Clorivière, S. J.** Ein Jesuitenleben aus bewegter Zeit. Mit mehreren Bildern und einem Anhang. 1927. Innsbruck. Druck und Verlag von Felizian Rauch. 175 S. 8°. Kart. 2,40 Rm.

Peter Josef Picot de Clorivière wurde am 29. Juni 1735 in der Hafenstadt Saint-Malo (Bretagne) aus französischem Adel geboren, trat am 14. Aug. 1756 in das Noviziat der Gesellschaft Jesu in Paris ein und starb ebenda als Jesuit am 9. Januar 1820, an der Kommunionbank vor dem Tabernakel kniend. In dieser langen Frist von 64 Jahren, die für die Gesellschaft Jesu die ärgsten Verfolgungen, die Aufhebung (1773) und die Wiederherstellung (1814) mit sich brachten, hielt de Cl. seinem Orden die Treue; unter Napoleon erduldete er jahrelange Kerkerhaft im selben Zimmer des Temple, in dem Ludwig XVI. gefangen gehalten worden war. Endlich wieder frei geworden, ward er am Abend seines Lebens noch berufen, der Wiederhersteller der Gesellschaft Jesu in Frankreich zu werden, nachdem er sogar in den schlimmsten Revolutionsjahren meist in Paris selbst eine verborgene Missionsarbeit ausgeübt hatte. Zwischendurch hat er auch eine nicht geringe schriftstellerische Tätigkeit entfaltet. Das alles wird von P. Sternaux mit oft eingelegten Zitaten aus Briefen und anderen Quellen schlicht erzählt; an manchen Stellen wünschte man sich etwas bestimmtere Zeitangaben.

Legende vom seligen Hermann Joseph von Dr. Franz Kaulen. Dritte Auflage. 1927. Herder & Co. G. m. b. H., Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br. XVIII, 160 S. 12°. Kart. 3,40 Rm.

Von dem seligen Hermann Joseph, dem innigen Verehrer Mariens († 7. 4. 1241 im Alter von 90 Jahren als Mönch des Prämonstratenserklosters Steinfeld b. Urft in der Eifel) hat ein authentischer Zeuge, nämlich sein eigener Prior, uns ein zartes, sinniges Lebensbild hinterlassen. Davon hat Franz Kaulen, der spätere Gelehrte und Bonner Theologieprofessor, in jungen Jahren zum Zwecke erbaulicher Lektüre für Klosterschwestern bei der Maienandacht eine meisterhafte deutsche Bearbeitung in der Sprache der alten Legenden geschaffen; sie erschien 1862 zum ersten, 1880 zum zweiten Male. Steinfeld, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts „ein Strafhaus für böse Knaben", ist heute eine Niederlassung der Salvatorianer. Sie möchten den abgebrochenen Heiligsprechungsprozeß wieder in Gang bringen. Diesem Ziele soll auch die wohlverdiente Neuausgabe des goldenen Büchleins von Kaulen dienen. Sie weist gegenüber der zweiten Auflage nur einige durch die Zeitumstände geforderte Veränderungen auf und ist ihr gegenüber vermehrt durch den ältesten bekannten, wahrscheinlich auf den Seligen zurückgehenden Herz-Jesu-Hymnus. Der Verlag hat dem Büchlein eine seiner Art besonders angepaßte würdige Ausstattung gegeben.

Im Dienste Gottes und der Menschen. Ein Lebensbild des Dieners Gottes Konrad Birndorfer von Parzham, Laienbruders aus dem Kapuzinerorden, † 1894 in Altötting im Rufe der Heiligkeit. Von P. Joseph Anton (Keßler), O. M. Cap., Vizepostulator. Mit 12 Bildern und 1 Karte. 1928. Verlag Joseph Kösel & Friedrich Pustet, München. 218 S. 8°. Steif geh. 2,— Rm.; in Halbleinen geb. 3,— Rm.; in Ganzleinen geb. 4,— Rm.

Für den ehrwürdigen Bruder Konrad aus Parzham, Pfarrei Weng, Diözese Passau, ist bereits 1912 der Seligsprechungsprozeß eingeleitet worden; und wenn nicht alles trügt, dürfte ihm die Ehre der Altäre bald zuteil werden. So darf das lang erwartete erste Lebensbild desselben auf eine gute Aufnahme im Kreise der großen Konradsgemeinde rechnen, zumal es von berufener Seite, nämlich vom Vizepostulator seiner Seligsprechung auf Grund persönlicher Bekanntschaft und aus den Prozeßakten heraus mit still verhaltener Glut der Verehrung gezeichnet ist. Konrads Leben läßt sich zusammenfassen in die Worte: Arbeit, Gebet und Tugend im Dienste Gottes und der Menschen an der Klosterpforte von Altötting durch 40 Jahre. Besonderen Dank verdient es, daß der Verfasser durch Abdruck der wenigen Briefe des Bruders Konrad und einiger Privatgebete (zumal des ergreifend schönen Ge-

betes für den Beichtvater S. 131/32) uns einen Einblick unmittelbar in die Seele seines Helden tun läßt.

Bruder Jordan Mai. Gedanken und Erinnerungen. Ein Beitrag zu seinem Lebensbilde von P. Eleutherius Ermert, O. F. M. Mit 8 Abbildungen. 1928. Verlag Franziskusdruckerei, Werl i. W. VIII. 251 S. 8°. Geb. 3,50 Rm.

Ähnlich wie den Kapuzinerbruder Konrad scheint Gott auch den Franziskanerbruder Jordan Mai (geb. 1. Sept. 1866 zu Buer i. Westf., gest. 20. Febr. 1922 in Dortmund) mit der Gloriole der Heiligkeit schmücken zu wollen. Auch sein Leben, zur Hälfte in der Welt und zur Hälfte im Kloster verbracht, ging hier wie dort auf in Gebet und Arbeit und in stiller, heroischer Treue gegenüber seinem Berufe. Auch sein Grab fängt an, herrlich zu werden durch auffällige Gebetserhörungen. Die Leitung des Franziskanerordens hat daher auch bereits die Sammlung des einschlägigen Materials über das Leben und die Tugenden des Bruders Jordan eingeleitet. P. Ermert hat aber dieses Material für seine Schrift nicht benutzt. Er hat elf Jahre mit Bruder Jordan unter einem Dache gelebt und als Oberer die Pflicht gehabt, ihn zu beobachten. Die tiefen Eindrücke, die er von ihm empfangen, hat er in den vorliegenden „Gedanken und Erinnerungen" zusammengefaßt. Ein Anhang berichtet über bekanntgewordene Gebetserhörungen.

Johannes Ronges Werdegang bis zu seiner Exkommunikation. Ein Beitrag zur Geschichte des Deutschkatholizismus von Dr. phil. Hanns J. Christiani. Arthur Collignon Verlag, Berlin NW. 7 (ohne Jahr; Vorbemerkung datiert: Weihnacht 1923). 63 S. 8°. Brosch. 2,— Rm.

Der nichtkatholische und mit Ronge wohl sympathisierende, im übrigen aber um objektive Darstellung sich bemühende Verfasser arbeitet zunächst die zeitgeschichtlichen Grundlagen für Ronges Auftreten heraus und entwickelt dann den Werdegang des am 16. Oktober 1913 in Bischofswalde bei Grottkau i. Schl. geborenen Johann Anton R. bis zu seiner Exkommunikation am 4. Dezember 1844. Nach den Ergebnissen Christianis wird niemand behaupten können, daß der für die Rotteck'schen freisinnigen Ideale schwärmende, nur für deutsche Geschichte und Literatur interessierte und von theologischem Wissen nicht beschwerte Kaplan R. berufen gewesen sei, als Reformator aufzutreten. Chr. tritt entschieden ein für die Autorschaft Ronges am Briefe an Arnoldi vom Oktober 1844 wegen des hl. Rockes und stellt eine besondere kritische Untersuchung über die Authentie des Briefes in Aussicht. Aber Ronge hat (nach Chr.) mit diesem Briefe keineswegs eine sichere Existenz aufs Spiel gesetzt, sondern vielmehr, als mit seiner Kirche bereits zerfallener Priester, für seine arg schwankende Existenz sich eine neue Grundlage in einem großen literarischen Erfolge gegen Rom zu schaffen gesucht. Die zahlreichen Quellen- und Literaturangaben und die interessanten Streiflichter, die immer wieder auf schlesische Verhältnisse und führende Persönlichkeiten der Zeit geworfen werden, erhöhen noch den Wert der gründlichen Arbeit.

Die Religionszugehörigkeit in Baden in den letzten 100 Jahren auf Grund amtlichen Materials mit 26 Karten. Bearbeitet und herausgegeben vom Badischen Statistischen Landesamt. 1928. Herder & Co. G. m. b. H., Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br. VIII, 240 S. 4°. 1 dreifarbige Karte. Geb. in Leinwand 10,— Rm.

Nachdem bei der Volkszählung vom 16. Juni 1925 erstmals nach dem Weltkriege wieder die Zahl der Anhänger der einzelnen Religionsgesellschaften und -gemeinschaften festgestellt worden war, hat das Badische Statistische Landesamt die Zählungsergebnisse, soweit sie die Religionszugehörigkeit betreffen, bereits 1926 veröffentlicht. „Die vorliegende Arbeit soll einem vielfach geäußerten Bedürfnis nach einer ausführlicheren Besprechung der Ergebnisse und einem Vergleich mit früheren Zählungen entgegenkommen." (S. 2.) Über die Darstellung des heutigen Mitgliederstandes hinaus enthält das Buch daher Ausführungen über die zahlen-

mäßige Entwicklung der katholischen Kirche in Baden, der evangelisch-protestantischen Landeskirche und der Israeliten in den letzten 100 Jahren, während bei den anderen vorhandenen Religionsgemeinschaften nebst der Entwicklung meist auch noch die wichtigsten Unterscheidungsmerkmale gegeben sind. Dadurch, daß die Bewegungen der Religionszugehörigkeit und manche damit zusammenhängende Erscheinungen nach ihren (lokalen, sozialen, wirtschaftlichen usw.) Ursachen oder Umständen untersucht und dargestellt sind, werden auch die Gründe der Entwicklung vielfach sichtbar. Somit ist das Buch als erster Versuch seiner Art für Baden nicht nur ein unentbehrliches Nachschlagewerk für die Geschichte der Religionsbekenntnisse Badens im letzten Jahrhundert, sondern auch von vorbildlicher Bedeutung für ähnliche Arbeiten über andere Länder.

Das katholische Frankfurt. Jahrbuch der Frankfurter Katholiken, herausgegeben von Stadtpfarrer Dr. Jakob Herr. 1928. Verlag Carolusdruckerei, Frankfurt am Main. 64 S. 4°. 2,— Rm.

Das Jahrbuch läßt die dem monatlich erscheinenden Pfarrblatt vorbehaltenen Adressen, Notizen und Mitteilungen beiseite. Eine „Einlage" zum Jahrbuch orientiert jedoch über die kirchlichen Behörden und Pfarreien, Ordensniederlassungen und -kongregationen, katholische Schulen, Vereine, Krankenhäuser, Heime und Sekretariate; beigelegt ist auch ein Stadtplan von Groß-Frankfurt a. M. mit den katholischen Kirchen und den Grenzen der katholischen Pfarrgemeinden. Im Jahrbuch selbst unterrichten uns führende Männer des katholischen Frankfurt über Großstadtseelsorge, über den Katholiken in der Großstadt, über die neue philosophisch-theologische Lehranstalt St. Georgen der Jesuiten, über Frankfurts Schulwesen, kirchliche Baukunst, katholische Caritas und Presse. Einige wichtige religiöse Lebensäußerungen der Katholiken in Frankfurt sind statistisch beobachtet und festgelegt. Der Aufsatz über die kirchliche Baukunst ist durch acht ganzseitige photographische Aufnahmen illustriert; die vornehm ausgestattete Schrift ist ein erfreuliches Zeichen regen katholischen Lebens in Frankfurt.

Trier. Schuler.

FUNDAMENTALTHEOLOGIE UND RELIGIONSWISSENSCHAFT.

Die katholische Weltmission. Zahlen und Zeichen auf Grund der Vatikanischen Missionsausstellung. Von P. Robert Streit O. M. J. 8°. XV und 200 Seiten mit Titelbild und 82 zweifarbigen Darstellungen. In künstlerischem Ganzleinenband 8,40 Rm. Verlag der Oblaten, Hünfeld.

Ein ‚Missionsbuch des Heiligen Vaters": so kann man dieses Buch mit Recht nennen. Denn vom Hl. Vater selbst stammen die Anregung und die Grundgedanken, er selbst hat den bekannten Missionsgelehrten mit der Abfassung beauftragt und vor der Drucklegung Bild für Bild geprüft und es mit seinem besondern Segen hinausgeschickt. Es ist bereits erschienen in italienischer, spanischer, amerikanischer und französischer Ausgabe, und seit einigen Tagen liegt die deutsche vor.

Das Buch behandelt Wesen und Aufgaben der Weltmission, nicht nur in fein abgewägter Sprache, auch in graphischer Darstellung an Hand feststehender Tatsachen und Zahlen sucht es die Missionsaufgaben dem Gedächtnis fest einzuprägen. Es will in die ganze Welt hinaustragen „Missionskenntnis, Missionsliebe und Missionsopfersinn", und dieses Ziel wird es bei jedem erreichen, der es in Ruhe durcharbeitet und Text, Zeichnungen und Zahlen auf sich wirken läßt. Den reichen Inhalt kann man nicht in wenigen Zeilen angeben, aber allen Welt- und Ordensgeistlichen, den Lehrern und Lehrerinnen, allen gebildeten Katholiken kann man ehrlich sagen: Nimm und lies!

Religionsgeschichtliche Methode und Theologie. Von Prof. Dr. Bartholomäus Heigl. (Biblische Zeitfragen, 12. Folge, Heft 1/2.) Münster 1926. 58 Seiten. Preis 1,40 Rm.

Die meist grundsätzlichen Erörterungen über religionsgeschichtliche Methode und Theologie, an einer Reihe von Beispielen erläutert, geben uns, soweit es in einer weiter ausgeführten Rektoratsrede möglich ist, ein kurzes, aber klares Bild von dem Wesen und den Forderungen der religionsgeschichtlichen Schule, besonders in bezug auf Christentum und Synkretismus und über die Art ihrer Beweise H. betont, daß die religionsgeschichtliche Betrachtungsweise eine gewisse Berechtigung hat, aber auch ihre Grenzen, vor allem im übernatürlichen Charakter des Christentums, das nicht in jeder Hinsicht mit den andern Religionen auf gleiche Stufe gestellt werden kann. Oft wird die religionsgeschichtliche Methode falsch angewandt. So werden z. B. die Berührungspunkte und Ähnlichkeiten zwischen Christentum und andern Religionen übermäßig betont, die Verschiedenheiten außer acht gelassen, und man konstruiert Abhängigkeit. Alle Versuche, das Christentum aus heidnischen Religionen abzuleiten, sind völlig mißlungen. Wir müssen jedenfalls den religionsgeschichtlichen Fragen größere Aufmerksamkeit schenken und werden immer klarere geschichtliche Beweise bringen, daß die Theologie keine Furcht zu haben braucht vor den sicheren Resultaten dieser Wissenschaft.

Religiöse Zeitgedanken: Gott-Christus. Von P. Alfons Haendly P. S. M. Paderborn 1927. 92 Seiten.

In kurzen, knappen Sätzen, sentenzenmäßig werden die katholischen Grundwahrheiten über Gott und Christus zusammengestellt, zugleich die Abgründe des modernen Lebens gezeigt, die Zeitwunden offengelegt, auch die Forderungen klar aufgestellt, die uns retten können. Das Büchlein wird gern gelesen werden und viel Segen bringen. Die nächsten Bändchen sollen behandeln Kirche, Zeitströmungen, Inneres Werden und Wachsen, Maria, die Gottesmutter.

Auf zum Okawango! Von Joseph Gotthardt, Bischof und Apostolischer Vikar von Windhoek. Verlag der Oblaten, Hünfeld 1927. S. 85. 8°. Preis 1,20 Rm.

Missionsbilder aus dem Basutoland. Von P. Joh. Rommerskirchen O. M. I. Ebd. 1927. S. 111. 8°. Preis 1,50 Rm.

Bei den Deutschen in Westkanada. Von P. Joh. Pietsch O. M. I. Ebd. 1928. S. 84. 8°. Preis 1,40 Rm. (Sammlung: „Blüten und Früchte vom heimatlichen und auswärtigen Missionsfelde". Dargeboten von den Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria. Nr. 13, 14, 15.)

In der ersten Nummer erzählt uns der jetzige Bischof P. Gotthardt selbst in packender Sprache vom Werden und der Entwicklung der schwierigen Mission der Völker am Okawango. Unter den größten Opfern arbeiten hier unsere Glaubensboten. Wenn in den wenigen Jahren noch keine großen Bekehrungen erwartet werden durften, so ist doch der Grund zum Christentum gelegt, und bei einer solch mühevollen, geduldigen Arbeit wird sicher Gottes Segen es nicht an den Früchten fehlen lassen.

Die zweite Schrift führt uns in das Missionswerk des Berglandes der Basutos in Südafrika. Hier sieht man schon das herrliche Wachsen und Gedeihen des Gottesreiches, besonders in den letzten 30 Jahren, und all die Mühen und Beschwerlichkeiten, die Entbehrungen und Sorgen der Missionare sind belohnt.

Die Ausführungen des dritten Bändchens sind vor allem dem katholischen Deutschtum in Westkanada gewidmet und geben uns einen Beweis von dem Arbeiten der Oblaten in der Seelsorge unter unsern deutschen Brüdern, vor allem auf dem Gebiete der Schule, der Presse und des Volksvereins. Die Schrift ist zugleich ein Beweis für die großen Verdienste unserer Missionsgesellschaften um das Deutschtum im Auslande, die leider auch von katholischer Seite nicht genügend gewürdigt werden.

Trier. Johann Lenz.

NEUES TESTAMENT

Grundriß der Neutestamentlichen Theologie. 8°. VI und 132 Seiten. Brosch. 4,80 Rm.; geb. 6,— Rm.

Grundriß der Geschichte des Lebens Jesu. 8°. VI und 82 Seiten. Brosch. 3,60 Rm.; geb. 5,— Rm.

Grundriß der Einleitung in das Neue Testament. 8°. VII und 120 Seiten. Brosch. 5, —Rm.; geb. 6,50 Rm.

Von Geh.-Rat Prof. D. Dr. Theodor von Zahn. Verlag A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung D. Werner Scholl, Leipzig 1928.

Am 10. Oktober 1928 beging der Nestor der deutschen evangelischen Exegeten, Theodor von Zahn, seinen 90. Geburtstag. Während es sonst üblich ist, daß bei ähnlichem Anlaß die Schüler ihrem Lehrer wissenschaftliche Gaben widmen, kann der Jubilar in geistiger Frische drei ausgezeichnete Werke seines unermüdlichen Fleißes darbieten. Ein viertes, „Grundriß der Geschichte des Apostolischen Zeitalters" befindet sich im Druck.

Diese Grundrisse sind erwachsen aus den Diktaten, in denen Zahn die Hauptgedanken seiner Vorlesungen zusammenzufassen pflegt. So kommt es, daß darin auf engem Raum eine Fülle wertvollster Ergebnisse vereinigt ist. Und weil Zahn auf positiv offenbarungsgläubigem Standpunkt steht, geben seine Schriften auch dem katholischen Theologen reiche Anregung. In einigen Streitfragen ist der Erlanger Exeget sogar konservativer als manche katholischen Kollegen der jüngeren Generation.

Die Aufgabe der neutestamentlichen Theologie erblickt Zahn in der „geschichtlichen Darstellung der durch das N. T. beurkundeten Entwicklung der christlichen Religionslehre in ihrer Ursprungszeit". Er begeht darum nicht den Fehler, die gesamte Theologie, systematisch geordnet, in den Büchern des N. T. zu suchen, auch nicht den häufigeren Fehler, den Lehrgehalt des N. T. nach den einzelnen Schriftstellern einzuteilen, weil er sonst, wie er sehr richtig bemerkt, auf eine Darstellung der Lehre Jesu verzichten müsse. Besondere Erwähnung verdient, daß die Verkündigung Johannes des Täufers nicht übersehen wurde.

Im Grundriß der Geschichte des Lebens Jesu tut es wohl, daß auch das vierte Evangelium als Geschichtsquelle des Lebens Jesu bewertet wird und daß auch die Wunder als geschichtliche Wirklichkeit anerkannt sind. Zahn nimmt eine dreijährige öffentliche Wirksamkeit des Herrn an. Der Vorläufer tritt im Laufe des Jahres 26 auf, Jesus wird im Winter 26/27 getauft, feiert 27 sein erstes Passah in Jerusalem und stirbt Ostern 30, am 15. Nisan. Die Geburt Jesu ist 6—7 Jahre vor unserer Zeitrechnung anzusetzen. Damit dürfte Zahn recht behalten.

Wie in seiner zweibändigen „Einleitung in das Neue Testament", so zeigt Zahn auch in dem „Grundriß, daß er nicht gewillt ist, die in der protestantischen Exegese fast zum Dogma gewordene „Zweiquellenhypothese" anzuerkennen. Ihm gilt nach wie vor Mt als ältestes Evangelium, das Mk benutzt hat. Er bezeichnet es als „unwissenschaftlich, die Überlieferung über den Ursprung der vorhandenen Evv zu ignorieren, solange man sie nicht aus Mißverständnis wirklicher Tatsachen erklären kann" (93). Älteste Schrift des N. T. ist nach Zahn der Jakobusbrief, ältester Paulusbrief das Schreiben an die Galater. Zahn vertritt also die „Südgalaterhypothese". Als Verfasser des Hebräerbriefes wird Barnabas verteidigt. Johannes der Apostel, nicht der große Unbekannte aus Kleinasien, hat das vierte Evangelium, die drei Johannesbriefe und die Apokalypse geschrieben. Letztere bildet nach Zahn den Abschluß des neutestamentlichen Schrifttums. Das letzte Kapitel des Jo-Ev gehört als integrierender Bestandteil zum Evangelium, ist aber nicht vom Apostel selbst, sondern mit dessen Zustimmung bald nach Abfassung des Evangeliums als Nachtrag durch seine Freunde angefügt worden. So zeigt gerade die „Einleitung", wie treu Zahn in den meisten Fragen an der alten kirchlichen Überlieferung festhält, ohne zu fürchten, unwissenschaftlich zu sein. Ergreifend klingt das Gebet des greisen Forschers beim Anblick der Haltlosigkeit in der protestantischen Theologie unserer Zeit: „Wolle Gott unsere theologische Jugend, der vor allem diese Grundrisse dienen sollen, vor Lehrern bewahren, welche die für die kirchliche Wissenschaft wichtigsten Fragen in der Schwebe hängen lassen".

Die Heilige Schrift des Neuen Testamentes. Übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Fritz Tillmann. Taschenausgabe. 670 Seiten. Verlag J. Kösel & Fr. Pustet, München 1928. Ganzleinen 7,— Rm., Leder 12,— Rm.

Die Übersetzung — 662 Seiten — ist dieselbe wie in der zweibändigen Oktav-Ausgabe der Bonner Buchgemeinde und des Verlages Kösel-Pustet; ebenso sind die Anmerkungen — 208 Seiten — unverändert geblieben. Das Druckbild hat gewonnen durch Ganzzeilensatz und Verszahlen am Rande. Gutes Papier, sauberer Druck, handliches Format und gediegener Einband zeichnen diese deutsche Bibel des Neuen Testamentes aus. Die rote Farbe mit Goldpressung in Ballonleinen wirkt zu bunt. Ein Verzeichnis der liturgischen Perikopen am Schluß wäre erwünscht.

Übungsbuch zur Einführung in die Textgeschichte des Neuen Testamentes. Von Dr. Heinr. Vogels, o. Prof. an der Universität in Bonn. Verlag P. Hanstein, Bonn 1928. 8°. 32 Seiten. Kart. 1,20 Rm.

Textkritik und Textgeschichte erscheinen vielen als überflüssiger Ballast beim Bibelstudium. Das mag daher rühren, daß im Rahmen der exegetischen Vorlesungen aus Mangel an Zeit zwar das Ermüdende und Trockene dieser Fragen empfunden, aber nicht ihre volle Bedeutung und Tragweite erkannt wird. Erst in Seminarübungen an Einzelstücken lernt man verstehen, was Vogels in seinem 1923 erschienenen „Handbuch der ntl Textkritik" schreibt: „Darf man doch nicht weniger behaupten als dies, daß sich die ganze Geschichte unserer Kirche in dem Text ihres NT widerspiegelt" (7). Das „Übungsbuch" bildet mit seinen 16 ausgewählten Texten eine willkommene Ergänzung zu dem „Handbuch".

Der Brief des hl. Jakobus. Übersetzt und erklärt von Dr. Otto Bardenhewer. 8°. 160 Seiten. Kart. 4,40 Rm. Herder, Freiburg i. B. 1928.

Trotz des Verdiktes Luthers über die „recht strohern Epistel" des hl. Jakobus erfreut sich dieser Brief bis heute großer Beliebtheit. Nachdem im vorigen Jahre der französische Kommentar von Joseph Chaine erschienen ist, legt der Nestor der deutschen katholischen Exegeten eine neue Erklärung vor. Er selbst bedauert es, daß er das Werk Chaines nicht mehr habe benutzen können. Schon äußerlich bekundet sich die verschiedene Zielsetzung beider Kommentare darin, daß Bardenhewer nur 23 Seiten Einleitung, aber 137 Seiten Exegese, Chaine dagegen 112 Seiten Einleitung und 138 Seiten Exegese bietet. Mit dem Kommentar zum Römerbrief (Freiburg 1926) teilt diese Arbeit Bardenhewers den großen Vorzug klarer, sachlicher, theologisch tiefer Auslegung unter möglichster Beschränkung des philologischen Beiwerks. Als Autorität in der Patristik konnte der Verfasser die Väterexegese reichlich verwenden. Beachtenswert ist, daß Bardenhewer zu dem Ergebnis kommt, Verfasser des Briefes sei nicht der Alphäide Jakobus, sondern der von diesem zu unterscheidende Herrnbruder gleichen Namens.

Der petrinische Primat (Matth 16, 17 ff.). Seine neueste Bekämpfung und Rechtfertigung. Von Dr. J. Geiselmann, Privatdozent an der Universität Tübingen (Biblische Zeitfragen XII, 7). Münster i. W. 1927, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. 8°. 28 Seiten. 0,60 Rm.

Die Überschätzung des religiösen Individualismus im Protestantismus hat zu einer so beängstigenden Zerbröckelung der kirchlichen Gemeinschaft geführt, daß viele nur mehr in stärkerer Betonung des soziologischen Elementes der Religion, des Kirchengedankens, eine Rettung sehen. Dadurch rückt die Fundamentalstelle des Primates Petri und seiner Nachfolger von neuem in den Vordergrund der theologischen Erörterungen. Geiselmann führt in diesem Heft der Biblischen Zeitfragen einen dreifachen Beweis für den petrinischen Primat: 1. Die in Matth 16, 17 ff. berichteten Worte sind nicht Einschub, weder insgesamt noch auch bloß teilweise; es sind Worte des historischen Jesus und nicht Gemeindetheologie. 2. Diese Worte meinen nicht bloß etwas, was nur dem Petrus einmal und persönlich gilt, vielmehr eine in der Kirche fortdauernde Institution. 3. Einer solchen Deutung ist die altkirch-

liche Tradition nicht zuwider. Wertvolle Ergänzungen zu Geiselmanns Ausführungen liefert der Aufsatz Bartmanns: „Der Felsenbau Jesu", in „Theologie und Glaube" 20 (1928) 1—17.

Trier. Ketter.

ALTES TESTAMENT

Das Frömmigkeitsideal der Propheten. Von Dr. Rupert Storr. (Bibl. Zeitfr. 12. Folge, Heft 3/4.) Münster i. W., Aschendorff'sche Verlagsbuchhandlung. 1926. 59 S. Preis 1,40 Mk.

Das neuzeitliche Schrifttum über die Propheten des A. B. beschäftigt sich überwiegend mit der Außenseite, der Text- und Literarkritik der prophetischen Bücher, der Theologie und Religion der Propheten, aber nur wenig mit der Innenseite, der Religiosität, der Frömmigkeit der Propheten. Nachdem nun mehrere protestantische Bibelschriftsteller gelegentlich einzelne diesbezügliche Gedanken geäußert haben, geht St. in der vorliegenden Schrift daran, vom katholischen Standpunkt aus das Frömmigkeitsideal der Propheten darzustellen. Den Stoff systematisierend, behandelt er im ersten Teile die Elemente der Frömmigkeit, die Frömmigkeitserfahrung, die Grundlagen der Frömmigkeit, Betätigung der Frömmigkeit, Typen der Frömmigkeit, die Storr's reichhaltiges Büchlein bietet, bringt die Gottesmänner des im zweiten Teile: Charakteristik der Frömmigkeit, Motive der Frömmigkeit, Folgen der Frömmigkeit, und im Schluß: die Einheitlichkeit der prophetischen Frömmigkeit sowie ihren Wert für unsere Zeit. Die Betrachtung der prophetischen Frömmigkeit, die Storr's reichhaltiges Büchlein bietet, bringt die Gottesmänner des Alten Bundes nicht nur unserem Verstande, sondern vor allem unserem Herzen näher und läßt es unbegreiflich erscheinen, wie jemand gleich Friedrich Delitzsch die Propheten schmähen kann. Die sich größtenteils zur Mystik erhebende Frömmigkeit der Propheten erstrahlt als ein herrliches und nachahmungswertes Vorbild christlicher Frömmigkeit.

Die Frömmigkeit im Alten Testament. Von Dr. Rupert Storr. München-Gladbach. Volksvereins-Verlag. 1927. 296 S.

Hatte die geschichtlich-prüfende Forschung der Vergangenheit glänzende Ergebnisse über Geschichte und Wesen der altbundlichen Religion gezeitigt, so erheischte unsere Zeit, die es liebt, das Spiegelbild der Religion, die Religiosität zu betrachten, eine Bearbeitung der altbundlichen Frömmigkeit. Diesem Bedürfnis ist Storr entgegengekommen, indem er in der eben besprochenen Schrift das Frömmigkeitsideal der Propheten zeichnete und, das Thema erweiternd, in dem gegenwärtigen Buche die Frömmigkeit im Alten Testamente überhaupt behandelte. Hier will er aufzeigen, wie sich die Frömmigkeit des Alten Bundes in den verschiedenen Zeitläufen der altbundlichen Geschichte entfaltet hat, wie ihre Grundlagen und ihre Ausgestaltung beschaffen sind, und welchen Wert sie für das Leben hat. Storr's Arbeiten sind für ihr Gebiet grundlegend. Er konnte nämlich bei der Untersuchung der subjektiven Seite der altbundlichen Religion keine anderen Vorarbeiten benutzen als die gelegentlichen Angaben der Schriften, die sich mit der objektiven Seite der altbundlichen Religion befassen. Die Gliederung des Stoffes ist ähnlich wie in der ersten Schrift.

Die vorexilischen Propheten und die Politik ihrer Zeit. Von Andreas Eberharter. (Bibl. Zeitfr. 12. Folge, Heft 6.) Münster i. W., Aschendorff'sche Verlagsbuchhandlung. 1927. 48 S. Preis 0,80 Mk.

Von rationalistischer Seite, insbesondere von Friedrich Delitzsch (Die große Täuschung) ist die politische Tätigkeit der Propheten vielfach verkehrt beurteilt worden. Demgegenüber setzt Eberharter die außenpolitische Tätigkeit der vorexilischen Propheten ins rechte Licht. Da die Verfassung des alten Israel ihrem Vollbegriff nach strenge Gottesherrschaft war, so mußten die Propheten als die von

Gott berufenen Hüter der wahren Religion oft in die inneren und äußeren öffentlichen Angelegenheiten des Volkes eingreifen. Die Propheten waren nicht, wie Delitzsch sagt, „geborene Politiker", und sie trieben nicht Politik um ihrer selbst willen, sondern aus eigenem Antrieb oder unter höherem Einfluß kümmerten sie sich um die politischen Vorgänge der vorderasiatischen Kulturwelt ausschließlich in der Absicht, den sittlich-religiösen Beruf Israels zu fördern. Hierüber gibt die zusammenfassende Darstellung Eberharters einen trefflichen Überblick.

Das Land des Paradieses. Von Johannes Theis. Trier. Verlag der Paulinus-Druckerei. 1928. 39 S. Preis 1,— Mk.

Dieses Büchlein ist Sonderausgabe der im 6. Heft des Jahrganges 1927 und in dem 1. und 2. Heft des Jahrganges 1928 dieser Zeitschrift erschienenen gleichnamigen Abhandlung des Verfassers.

Trier. Theis.

PÄDAGOGIK, KATECHETIK, HOMILETIK

Die Privatschule in der Reichsverfassung vom 11. August 1919 (Heft 33 der Zeitfragen: Schulpolitik und Erziehung). Von Dr. W. G. Schuwerack. Verlag der Kath. Schulorganisation, Düsseldorf 1928. Preis geh. 1,80 Mk.

Der Verfasser legt aktenmäßig die Entstehung der Privatschulbestimmungen in der Reichsverfassung dar; Kap. I behandelt die Privatschule vor den Verhandlungen der Weimarer Nationalversammlung, Kap. II die Privatschule in den Beratungen des Verfassungsausschusses, Kap. III die Privatschulfrage im Plenum der Weimarer Nationalversammlung. Ein abschließendes IV. Kapitel versucht eine Wertung des Art. 147 der Reichsverfassung und beleuchtet Bestrebungen, die darauf abzielen, von der freiheitlichen Auffassung der Reichsverfassung in der Privatschulfrage abzubiegen und eine das Privatschulwesen stark belastende rückläufige Bewegung einzuleiten. Die exakte Studie Schuweracks liefert erwünschtes Material, der Willkür in der Deutung und Auslegung eines wichtigen Artikels der Reichsverfassung entgegenzutreten.

Das Deutsche Fortbildungs- (Berufs-) Schulwesen nach Reichs- und Landesrecht von L. Löffler (Heft 34 der Zeitfragen: Schulpolitik und Erziehung). Verlag der Kath. Schulorganisation, Düsseldorf 1928. Preis kart. 5,70 Mk.

Löffler, dem wir die treffliche Arbeit über „Der Religionsunterricht und der konfessionelle Charakter der (Volks-) Schulen nach dem in den einzelnen deutschen Ländern geltenden Staatskirchenrecht (Schulrecht)" verdanken (Vgl. Past. bon. Jahrg. 1927 H. 6 S. 466) beschenkt uns in vorliegender Schrift mit einer sehr verdienstlichen Darstellung der gesetzlichen und administrativen Regelung der Schulausbildung der Jugendlichen, die ihre Schulpflicht vom 14. bis 18. Lebensjahr nicht in einer höheren Lehranstalt erfüllen. Er legt zuerst das Reichsrecht dar und bietet alsdann die landesrechtlichen Bestimmungen für Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Thüringen, Hessen, Oldenburg, Anhalt, Lippe-Detmold, Schaumburg-Lippe, Braunschweig, Waldeck, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Hamburg, Lübeck und Bremen. Dem Verfasser gebührt wärmster Dank.

Trier. Weiler.

S. G. Mgr. Bourchany, **Entretiens sur la Vie Religieuse,** Conférences données à la Maison-Mère de la Congrégation des Soeurs de Saint-Joseph de Lyon. Paris VIe, Pierre Téqui, Libraire-Editeur 1928.

Mgr. Bourchany ist Titularbischof von Hadrumeta und Weihbischof von Lyon, zugleich Oberer der Diözesanhäuser der Kongregation vom hl. Joseph. Als solcher hielt er in den Jahren 1914—1926 an die ihm unterstellten Ordensfrauen des Mutterhauses aszetische Vorträge über das Klosterleben, deren Quintessenz im Druck vorliegt. Nach der Abschätzung der Zuhörerinnen müssen diese Vorträge als ganz

vorzügliche angesprochen werden, da erstere nicht bloß einmal, sondern mehrere Male an den Konferenzler mit der Bitte herantraten, die ihnen vorgetragenen Gedanken durch den Druck zu fixieren. Das Resultat der beiderseitigen Bemühungen liegt zur Besprechung vor.

Die Vorträge umfassen das ganze Ordensleben, wie es etwa in den Tagen der geistlichen Exerzitien vorgeführt wird: die Größe des Ordenslebens, die Vorteile desselben, das Glück des Klosterlebens und dessen Erfordernisse; wesentliche Eigenschaft der Ordensperson: das Streben nach Vollkommenheit, das große Gesetz der Selbstverleugnung; das übernatürliche Leben: Wesen, Bedingungen, Früchte desselben, die im Ordensleben zu bekämpfenden Feinde; der Hauptfeind: die Lauheit; die Treue gegen die Ordensgelübde, das Gelübde der Armut, das Gelübde der Keuschheit, das Gelübde des Gehorsams, die brüderliche Liebe; die Bedingungen einer wahren und ganzen Hingabe; die Übungen der Frömmigkeit; das heiligste Altarssakrament und die Stellung, die es im Leben der Ordensfrau einnehmen muß; die Andacht zur seligsten Jungfrau Maria.

Nicht jedem ist es gegeben, so tief und klar, mit solcher Sachkenntnis und Sicherheit über den Ordensgeist zu sprechen und zu schreiben, wie der Weihbischof von Lyon. Als ob er mehrere Jahre als Novize oder Ordensmann im Kloster gelebt und alles aus nächster Nähe gesehen, nicht bloß die Tugendäußerungen, sondern auch die Schwächen und Fehler. Die Darstellung ist allzeit durchsichtig, lichtvoll, wie denn der Verschwommenheit der französische Genius nicht hold ist; die Doktrin ohne Überschwenglichkeit oder Übertreibung, theologisch und aszetisch sicher, die Behandlung des Stoffes mit Vermeidung aller Gemeinplätze bis ins einzelne praktisch. Obwohl Beispiele fehlen, die Vergleiche und die übrigen Illustrationsmittel nicht allzu häufig auftreten, fühlt sich der Geist bei der Lektüre doch nicht ermüdet. Da die Vorträge in der altklassischen Sprache geschrieben sind, bietet das Verständnis dem bloß grammatisch Gebildeten wenig Schwierigkeit.

Von Ostern bis Pfingsten, Predigten und Homilien von A u g u s t B e n t e l e, Pfarrer. Rottenburg, Bader'sche Verlagsbuchhandlung (Adolf Bader). 1928.

Pfarrer Bentele bringt uns hier zwölf Predigten auf die Osterfeiertage und die sechs Sonntage nach Ostern, sämtlich unter dem einen Zielgedanken: Erhaltung und Befestigung der in der österlichen Zeit gewonnenen Erlösungsgnade. Dem sind fünf Maiandachtspredigten und vier Gelegenheitspredigten beigefügt, zwei für die Kinderkommunion, die zwei letzten bei Gelegenheit der Schulentlassungsfeier. Der als tüchtiger Homilet anerkannte Pfarrer hätte unrecht gehabt, wenn er diese Predigten dem Publikum vorenthalten hätte. Treffende Einführung in das Thema, gute Disposition, logischer Ideengang, Anschaulichkeit der Darstellung, Originalität der Gedanken, Schönheit des sprachlichen Ausdrucks erheben sie weit über das Niveau gewöhnlicher Predigten. Die eingestreuten Erzählungen, die schmucken Vergleiche beleben die Darstellung und fördern die Spannung. Namentlich bei den Erstkommunionpredigten ist der Ton warm, frisch, eindringlich; an der zweiten Predigt bei der ersten hl. Kommunion wird der strengste Kritiker kaum etwas auszusetzen haben.

Anstatt der beiden Vorwürfe am Feste Christi Himmelfahrt wird manchem eine freudeatmende und freudeschaffende Behandlung des Geheimnisses erwünscht sein. Dafür sprechen sich auch die Theoretiker aus. Und doch gilt auch hier der Grundsatz: Variatio delectat.

Wenn außer dem Morgengebet, dem Abendgebet und der guten Meinung nur noch die Sonntagsmesse als Requisit für das echtchristliche Leben hingestellt wird, so wird der eifrige Seelsorger sich nicht damit bescheiden und außer der Sonntagsmesse auch die Werktagsmesse und die öftere, wenn nicht wöchentliche oder gar tägliche Kommunion in sein Programm aufnehmen.

Zehnminuten-Predigten auf jeden Sonntag des Jahres; herausgegeben von Martin Bussar, geistl. Rektor. I. Bändchen der Sonn- und Festtagspredigten, 3. verbesserte Auflage; II. Bändchen der Sonn- und Festtagspredigten, 2. Auflage; III. Bändchen der Sonn- und Festtagspredigten, 2. Auflage. Regensburg 1927. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

Als vor Jahren — es sind über 30 — unser Lehrer der geistlichen Beredsamkeit von der Dauer der Sonntagspredigt sprach, meinte er: „In Belgien haben die Bischöfe für die Frühmesse eine nur zehn Minuten lange Predigt eingeführt; diese Predigt ist nicht das Ideal. Was kann man in zehn kurzen Minuten dem Volke sagen?" Seitdem hat diese wenige Minuten dauernde Predigt auch in Deutschland mancherorts Eingang gefunden. Allein auch hier soll sie nicht das Ideal des Predigtamtes darstellen. Sündhaft wäre es, aus Trägheit oder anderen niedrigen Gründen sich mit dieser Predigtweise zu begnügen; nur tiefstes Seelenbedürfnis kann und darf sie entschuldigen.

Daß aber dieses Bedürfnis vorhanden ist, zeigen Bussar's Zehnminutenpredigten, von denen das erste Bändchen bereits in dritter Auflage, das zweite und dritte in zweiter Auflage vorliegen.

Warum diese Predigten einen so prächtigen Erfolg hatten? Was diese Ansprachen auszeichnet, das ist die leichte Übersicht, der allzeit folgerichtige Ideengang, die klare Disposition, vielleicht auch die nüchterne Einfachheit der sprachlichen Darstellung, das ist zudem die reiche Auswahl aktueller Themata in klarer, bestimmter Formulierung, die hier geboten wird, das ist auch und zwar vor allem die praktische Tendenz, die, den theoretischen Erörterungen abhold, ins frisch pulsierende Erdenleben hineingreift, um denselben die Gedanken und Motive zu entnehmen. Wer nur zehn Minuten die Gläubigen vor sich hat, darf sich nicht in sublimen Betrachtungen und tiefgründigen Schlußfolgerungen ergehen.

Wenn der Verfasser vielfach aus älteren Predigten, namentlich aus den älteren Jahrgängen von „Prediger und Katechet" geschöpft hat, so hat er nur das Vorgehen manch anderer Prediger und Predigtschriftsteller befolgt. Übrigens verstand es Bussar, altes in neue Form zu kleiden und das früher Gesagte den Bedürfnissen der Zeit anzupassen. Um die Gefahr der Einseitigkeit in der Ausdrucksweise zu vermeiden, durfte er sogar manches wörtlich herübernehmen.

Predigten auf die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres von Benedikt Rieg, Seminarregens i. R., päpstlicher Hausprälat. Zweiter Band: Sonntag Septuagesima bis sechster Sonntag nach Ostern. Rottenburg a. N. Bader'sche Verlagsbuchhandlung (Adolf Bader). 1928.

Wenn sich auch infolge widriger Gesundheitsverhältnisse die Herausgabe dieses zweiten Bandes etwas verzögert hat, so soll uns der Ankömmling dennoch willkommen sein. Die in demselben enthaltenen 20 Predigten bieten nichts Ordinäres. Prälat Rieg ist nicht bloß der Nachfolger des unvergeßlichen Stiegele als Regens gewesen, sondern auch dessen Bewunderer und gelehriger Schüler in der Verwaltung des Predigtamtes. Dabei geht er selbsteigen und originell vor. Man rühmt es manch großem Redner nach, daß er es in besonderer Weise verstand, die Themaformulierung frappant und lichtvoll zu gestalten; in manchen seiner Predigten tut Rieg es ihnen nach. Wohltuend wirkt es, daß er nicht bloß aus der Goldgrube der Hl. Schrift fleißig schöpft, sondern auch den Goldmund der hl. Väter oftmals sprechen läßt, bald den hl. Augustinus, bald den hl. Chrysostomus, den hl. Gregor d. Gr. usw. Dabei versteht es der Verfasser, über einen kurzen Schrifttext eine herrliche Homilie zu schaffen.

Jede Predigt ist gut abgeteilt, wenngleich nicht in stereotyper oder aufdringlicher Weise nach der Art der französischen Redner in der nachklassischen Periode, die ihren Ruhm in einer durch Ziffern und Zahlen genau zerstückelten Predigt sahen. Wie bei Stiegele fließt auch hier in vornehmer, eleganter Sprache der Gedanken-

strom dahin, ohne Affektiertheit, ohne Bombast und Schwulst. Was affektiert erscheint, wird ja nicht als schön empfunden; die Grazie ist sich ihrer selber nicht bewußt. Da jeder Vortrag auf ein bestimmtes Ziel eingestellt ist, fehlt die Einwirkung auf das Gemüt und den Willen nicht.

Für den Sonntag Sexagesima ist anstatt einer besondern Predigt der vom Rottenburger Bischof 1898 veröffentlichte Fastenhirtenbrief über die Sorge für die heranwachsende Jugend eingereiht.

Alles in allem ist des Verfassers Intention in ausgiebigem Maße verwirklicht, „möglichst reichhaltigen Stoff für erwünschte Anregungen, zur Auswahl und mehr als einmaligen Benützung und Auswertung darzubieten".

P. Thomas Villanova Gerster aus Zeil, Kapuzinerordenspriester. **Zwei Jahrgänge Fünfminutenpredigten für das einfache Volk.** Innsbruck. Druck und Verlag von Felizian Rauch.

Wenn die Zehnminutenpredigten nicht das Ideal des seelsorglichen Predigtamtes sind, dann sind es die Fünfminutenpedigten noch weniger. In mehreren größeren Städten soll man indes mit letzteren gute Erfolge erzielt haben. Das mag der Grund gewesen sein, warum dem Verfasser dieser zwei Jahrgänge von den Kirchenvorständen die Aufgabe zuteil wurde, in der Meraner Kapuzinerkirche seit Jahren bei der Spätmesse Fünfminutenpredigten zu halten.

Es ist selbstverständlich, daß solche Ansprachen eine desto sorgfältigere Vorbereitung nach Inhalt und Form bedingen. P. Thomas Villanova liefert auf 182 Seiten nicht weniger als 145 Themata für die Sonn- und Festtage nebst einigen kurzgefaßten Gedanken zur Ausführung. Zudem führen diese Ansprachen den Vorteil mit sich, daß viele derselben sich unschwer zu eigentlichen Predigten erweitern lassen.

Wie schwer es indessen ist, innerhalb fünf Minuten „dem lieben Volke ein paar kräftige, praktische Gedanken ins Leben mitzugeben", zeigt die Ansprache auf Allerseelen, in welcher in drei kürzesten Punkten drei Trostgründe des Fegfeuers vorgeführt werden. Beinahe als Digression klingt demgegenüber die in drei Reihen zusammengefaßte Schlußmahnung, für die lieben Verstorbenen Sorge zu tragen.

Übrigens hat man zwischen den einzelnen Predigtgattungen zu unterscheiden. Ihrem Zweck kann die Fünfminutenpredigt am leichtesten entsprechen, wenn es sich um das panegyrische Moment oder das Lob einer heiligen Person handelt. Das zeigt die Ansprache auf den Sonntag nach Neujahr, die den Namen Jesu preist als wunderbar droben im Himmel, wunderbar auf Erden und wunderbar in der Unterwelt, oder auch die Exhorte am Pfingstsonntag über das Wirken des Hl. Geistes. Nicht so schwer auch ist die Aufgabe, wenn es gilt, einem Einwand entgegenzutreten oder eine Schwierigkeit zu lösen, wie: „Religiosität ist nur Sache der Frau, sie paßt nicht zum Charakter eines Mannes", oder: „Rechtschaffen leben genügt", obwohl auch hier an ein Drängen des aufzustellenden und auszusprechenden Entschlusses kaum zu denken ist. Schwieriger wird das Problem, wenn es sich darum handelt, einen großen treibenden Vorsatz zur Durchführung zu bringen, wofür die 50. Ansprache den Beleg liefert mit dem Thema: Wir müssen alle zur Missionstätigkeit der hl. Kirche beitragen. Am schwierigsten wird die Lösung des Problems, so oft es gilt, zu belehren, einen Begriff klarzulegen und zugleich einen praktischen Gedanken durchzuführen. Wie schwer es ist, kurz und doch genau zu sein, zeigt die Lektüre der 16. Predigt über den Inhalt und die Tragweite des strengen Fastens, wo es im ersten Punkte heißt: „Wer ohne weitere Entschuldigung eine zweite Sättigung zu sich nimmt, übertritt das kirchliche Gesetz und, da es sich um Wichtiges handelt, sündigt er schwer". Also auch derjenige, der mit den acht traditionellen Unzen der Kollation eine volle Sättigung erzielt, was bei vielen, namentlich aus dem Frauengeschlecht, der Fall ist? Wenn es dann im zweiten Punkte heißt: „Hinsichtlich der Qualität hat man sich an die lobenswerten Diözesangebräuche zu halten", so bleiben nach dieser Erklärung die Zuhörer ebenso ignorant, wie sie es

gewesen sind. Dasselbe trifft zu für den dritten Teil, in welchem die Natur der erlaubten Flüssigkeit in schulmäßiger Definition beschrieben wird.

Dem im Titel „Predigten für das einfache Volk" angedeuteten Vorhaben ist der Autor bei der ganzen Durchführung gerecht geworden. Schlicht und einfach stellen sich diese Ansprachen dar, schmucklos, wie das Gewand, das der Kapuziner trägt, auf alle äußere Zier Verzicht leistend, wie die alten Kapuziner ihre Kirchen bauten, doch klar und durchsichtig, zudem jederzeit gut disponiert.

Neun Vorträge zur Verehrung des göttlichen Herzens Jesu von Dr. Roman Knerinser, Professor der Theologie. Innsbruck, Druck und Verlag von Felizian Rauch. 1927.

Wer kurz und gut sich über die Herz-Jesu-Andacht orientieren will, der greife beherzt zu dem vorliegenden Büchlein. Auf 59 Seiten enthält es außer einer Homilie über das Evangelium vom dritten Sonntag nach Pfingsten acht Predigten über die Verehrung des heiligsten Herzens, acht beinahe gleich lange Abhandlungen, von denen die erste die Herz-Jesu-Andacht begründet, die zweite und dritte den Gegenstand der Andacht, die vierte und fünfte unsere Liebe bzw. Hingabe gegenüber dem göttlichen Herzen vorführt, indes die sechste die Wege der Nachahmung, die siebte und achte den Lohn der Herz-Jesu-Andacht schildert: alles klar, bündig, für jeden leichtverständlich, theologisch-sicher; für letzteren Umstand bürgt schon die Eigenschaft des Verfassers als Professor der Theologie. Wenn wir nicht irren, leitete diesen bei der Ausführung mehr die Absicht, über das Wesen und die Auswirkungen der Herz-Jesu-Andacht zu unterrichten, als förmliche Predigten mit dem ganzen, ihnen eigenen Aufbau zu schaffen. So ist es denn auch zu erklären, daß das affektive Moment in mancher Predigt eine sehr bescheidene Stellung einnimmt, daß die stereotyp am Schluß auftretende Nutzanwendung in der Regel beinahe auf ein Mindestmaß reduziert erscheint, daß uns jeder Vortrag nach Kathederart abgeteilt und eingeteilt entgegentritt. Das ist wohl auch der Grund, warum die ganze Ausführung den theologischen Kursus in Erinnerung bringt: in der Exposition des Themas, in der Beweisführung, in der Auffassung und sprachlichen Darstellung.

Es ist ja nicht die Figur der Repetition allein, welche den oratorischen Schwung ausmacht und bedingt. Ob diese Figur nicht allzu häufig auftritt? Uns zu liebe... Uns zu liebe... Es ist bekannt... Es ist bekannt.... Der Segen Gottes war es... Der Segen Gottes war es..., wie denn auch der Schluß beinahe immer mit denselben Worten eingeleitet wird: Geliebte, was folgt für uns aus der heutigen Betrachtung? und die Einleitung stets mit denselben Worten schließt: Alles zur größeren Ehre des göttlichen Herzens. Nach der Lehre der Rhetoren darf die Wiederholung wie jede Figur nur verhältnismäßig selten auftreten, muß außerdem begründet sein und am rechten Platz erscheinen, wie es von den schlanken gotischen Statuen heißt, daß sie sich außerordentlich gut in ihren Spitzbogennischen ausnahmen, aber auch nur in diesen.

Luxemburg. G. Kieffer.

MORALTHEOLOGIE

Theologia moralis secundum doctrinam S. Alfonsi de Ligorio doctoris ecclesiae. Auctore Jos. Aertnys, C. SS. R. Editio undecima quam secundum codicem iuris canonici nunc tertio ex integro recognovit C. A. Damen, C. SS. R. 2. tom. Taurinorum: Augustae 1928. Marietti. Pretium Lib. It. 80.

Von der 8. Auflage dieses Werkes, die P. Aertnys noch besorgt hat, schreibt P. Lehmkuhl: „Opus omnino dilucide et moderate compositum, dignum, quod cum magna laude commemoretur." Seit dem Erscheinen des neuen Kirchenrechts konnte P. Damen schon die dritte Neuauflage herausgeben, ein Beweis, daß er die Vorzüge der Aertnys'schen Moraltheologie voll und ganz bewahrt hat. Die vielen neuen Notae und Notanda pro praxi, sowie die zahlreichen Quaestiones und Resolutiones

zeigen klar, daß der Herausgeber keine Mühe gescheut hat, die in den letzten Jahren neu aufgetauchten Moralfragen ausführlich zu behandeln.

So wird z. B. klar und bestimmt angegeben, welches die Stellungnahme der letzten Päpste ist gegen die einzelnen modernen Vereine und Gesellschaften wie „De societati Londini erecta ad procurandam christianitatis unitatem", „de factione dicta Action francaise".

Überaus ruhig und objektiv werden alle Moralfragen behandelt, die mit dem Fortschritt der modernen Medizin, vor allem der Chirurgie, mit den modernen Tänzen, mit der Kleidermode, mit dem Kino und Theater, mit der Eugenik und der heutigen Auffassung vom ganzen Sexualleben in und außerhalb der Ehe zusammenhängen.

Ohne Übertreibung darf man sagen, daß die Theologia moralis von Aertnys-Damen nicht nur ein recht lehrreiches Schulbuch im besten Sinne des Wortes, sondern auch ein äußerst praktisches Nachschlagebuch für jeden Seelsorger ist.

Die klare und einfache Sprache, der recht übersichtliche Druck und das vorzügliche Sachregister vervollständigen noch den großen inneren Wert dieses neuzeitlichen Moralwerkes.

Dem Autor wie dem Verleger gebührt darum unser aufrichtiger Dank dafür, daß sie uns eine in jeder Beziehung lobenswerte Moraltheologie geboten haben.

Saarlouis. B. van Acken S. J.

Institutiones morales Alphonsianae seu Doctoris ecclesiae S. Alphonsi Mariae de Ligorio Doctrina Moralis ad usum scholarum accommodata cura et studio PP. Cl. Marc et Fr. X. Gestermann, Congreg. ss. Redemptoris. Editio decima octava, ad tramitem Decretorum S. Sedis diligenter recognita a P. J. B. Raus ejusdem Congr.

Tom I 878 p. 1927; Tom II 901 p. 1928. Typis Emmanuelis Vitte Lutetiae Parisiorum.

Die neueste Auflage der Moraltheologie des hl. Alphons in der Bearbeitung und Weiterführung der Patres Marc, Gestermann und Raus aus der Ordensgenossenschaft des großen Morallehrers anzuzeigen, ist eine große Freude und eine angenehme Pflicht. In einer Zeit, die alles in Frage stellen möchte, steigt der Wert einer Gabe, die der hl. Bischof und Ordensstifter schon fast ganz auf die Tradition aufbaute, mit der er selbst zur hohen Gelehrsamkeit und großen Heiligkeit heranreifte. — Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß P. Raus alle neuesten Entscheidungen genau vermerkt und auch sonst das Werk durch manche Verbesserung, Vervollkommnung, Hinzufügung, Richtigstellung wertvoller gemacht hat. Mit dem unermüdlichen Herausgeber wünschen wir: pergat ille liber propagare saluberrimam S. Alphonsi doctrinam, qui et ipse fidelissimus semper Divi Thomae exstitit discipulus atque principiorum moralium Angelici doctoris strenuus invictusque defensor! Daß der verehrungsvolle Nachfolger des hl. Alphons, P. Murray, die fleißige und mühevolle Arbeit des Neuherausgebers gern der Öffentlichkeit übergab, ist leicht zu verstehen.

Arthurus Vermeersch, e S. J., Theologiae moralis professor: **Theologiae Moralis Principia, Responsa, Consilia.** Tomus I Theologia Fundamentalis, Editio altera, auctior et emendatior. Roma, Università Gregoriana 1926; 511 pag.

Tomus II De virtutum Exercitatione 1928; 706 pag.

Das große Moralwerk des Moralprofessors an der Gregoriana liegt in zweiter Auflage vor; die beiden ersten Bände zeigen wir hiermit an. Es liegt nahe, daß der Gelehrte, dem in der Reife der Jahre die schönste Tätigkeit an der heranblühenden Jugend auf der ersten theologischen Schule anvertraut wurde, alle Erfahrungen und Studien eines arbeitsreichen Menschenlebens dazu benutzte, um etwas Neues, ganz besonders Brauchbares in der wichtigsten Wissenschaft unserer Zeit zu schenken. Damit ist aber auch schon hervorgehoben, daß die Kritik an der ersten

Auflage mancherlei zu wünschen Anlaß haben mußte. Die neue Bearbeitung ist auf manche Anregungen eingegangen, so daß in den jetzigen zwei Bänden wieder große Fortschritte zu verzeichnen sind. Es würde zu weit führen, auf Einzelheiten einzugehen. Wir dürfen uns freuen, daß ein so frommer Priester, der uns die schönsten Betrachtungsbücher geschrieben, mit scharfem Intellekt, weitschauender Erudition, tiefgründiger theologischer Spekulation dies Moralwerk geschenkt hat, das an keiner Frage vorübergeht, sondern alle im Geiste der hl. Kirche mit vorbildlicher Treue in Weisheit und Erfahrung behandelt und im Geiste und nach den Grundsätzen des hl. Thomas entwickelt. Das Buch ist als Nachschlagewerk und zuverlässiger Berater allen empfohlen. Schreibt doch der hl. Alphons den ernsten Satz: Affirmo in statu damnationis esse eum confessarium, qui sine sufficienti scientia ad confessiones excipiendas sese exponit (Prax. conf. n. 18).

Trier. F. Hamm.

ASZETIK

Preces ante et post missam. Accedunt hymni, litanae aliaeque preces in frequentioribus publicis supplicationibus usitatae. Editio tertia decima, 1927. 18°. Ratisbonae, sumptibus et typis Fr. Pustet. Preis brosch. 1.20 Mk.; Leinenband mit Rotschnitt 2.20 Mk.; Leder mit Goldschnitt 4.50 Mk.

Das handliche Büchlein wird manchem Priester mehr zusagen als die unbequeme Tafel in der Sakristei. Es ermöglicht auch eine gewisse Abwechslung durch reichere Auswahl schöner Gebete bei der Vorbereitung und Danksagung.

Frohes Gehen zu Gott. Von P. Daniel Considine S. J. Autorisierte Übertragung aus dem Englischen. 16°. 144 S. Text und 11 Bilder in Kupfertiefdruck. Feinstes Ballonleinen mit Goldschnitt 2,40 M. = 4,— Schilling. Verlag „Ars sacra" Josef Müller, München 23.

Dieses köstliche Büchlein in seinem meergrünen Gewand plaudert wie ein echter Bruder Immerfroh von der wichtigen Lebensregel: „Servite Domino in laetitia." Nach einem wertvollen Unterricht über das „Gebet der Einfachheit" gibt der Verfasser Anleitung zu der Kunst „wie die Seele froh und sicher wird" und „was die Seele klar unterscheiden muß". Einige Beispiele aus dem Evangelium bilden den dritten Teil. Es ist durchaus keine süßliche Frömmelei oder lustbetonter Quietismus, was da gelehrt wird; denn immer wieder wird vor den Fehlern gegen die Liebe, vor Tadelsucht und Mißgunst gewarnt. Es wäre sehr zu wünschen, daß der Verlag neben dieser feinen Ausgabe eine möglichst billige in Umlauf setzte, damit recht viele sich die trefflichen Gedanken aneignen könnten.

Pusillum. Bündige Priesterbetrachtungen für Reise und Haus. Von P. Athanasius Bierbaum O. F. M. 4 Bändchen. 203; 194; 263; 230 Seiten. Ganzleinen 12,— Mk. Franziskus-Druckerei, Werl i. W. 1928.

Der Titel dieser Betrachtungen ist Mk. 6, 31 entnommen. Inhaltlich lehnen sich die meisten an das „Betrachtungsbuch für Priester" von Angelus Antonius Scotti an, etwa 160 sind neu. In der Regel knüpft die Betrachtung an einen Satz aus dem Sonntagsevangelium an. Während der Vorfastenzeit und Fastenzeit bietet die Liturgie der hl. Messe an einigen Wochentagen, an anderen das Leiden Jesu den Stoff. Die Samstage sind überwiegend den Geheimnissen des Lebens Mariä gewidmet. Ein Werturteil über Betrachtungen ist oft subjektiv. Was dem einen hilft, die Zeit der Betrachtung fruchtreich auszunutzen, kann dem anderen zur Hemmung werden. Wer es erreicht, aus Bibel und Liturgie täglich seine Betrachtung selbst zu gestalten, wird nicht schlecht fahren. Aber zuweilen wird jeder der Anregung durch andere bedürfen. Dann werden ihm die handlichen, sauber ausgestatteten Bändchen mit den „bündigen" Gedanken des erfahrenen Franziskaners eine willkommene Handreichung sein.

Trier. Ketter.

VERSCHIEDENES

Verbrechen und Vergehen wider die Sittlichkeit. Ein kritischer Beitrag zur Strafrechtsreform. Von Dr. H. Lenz, Rechtsanwalt in Trier. 8°. 72 S. Paulinus-Druckerei, Trier 1928. Preis kart. 2,50 Mk.

Die Hast des Tages, die Flut der sich überstürzenden Ereignisse haben viele dem großen Werk der Strafrechtsreform, das seinem Abschluß entgegengeht, nicht die Beachtung schenken lassen, die wünschenswert wäre und die ihm gebührt. Es ist bedauerlich, daß anscheinend die Politik des Tages und die kleinen Aktionen geschäftiger Akteure auf der Weltbühne mehr Aufmerksamkeit und Interesse finden als die große Aufgabe der Strafrechtsreform. Und doch handelt es sich um eine Angelegenheit, der weiteste Kreise des Volkes Interesse entgegenbringen müßten! „Das Vertrauen zur Strafrechtspflege setzt Verständnis für die Strafsatzungen voraus." Der Verfasser vorliegender Arbeit setzt sich zur Aufgabe, dieses Verständnis für ein Teilgebiet der Strafsatzungen, jener nämlich, die das Gebiet der Sittlichkeit betreffen, zu fördern und untersucht zu diesem Zwecke das zur Zeit geltende und das im Strafrechtsentwurf neu entworfene Recht in eindringender scharfsinniger Prüfung. Einleitend bemerkt er, daß die Aufgabe des Rechtes nicht Verbesserung der Sittlichkeit, sondern in erster Linie Abwehr von äußeren Angriffen ist. „Wenn das Strafgesetz gewisse Tatbestände nicht erfaßt, so liegt dem keineswegs der Gedanke zugrunde, daß alles, was außerhalb des Strafrahmens liegt, sittlich erlaubt sei. Der Gesetzgeber sieht vielmehr in solchen Fällen in einer Strafsatzung keinen brauchbaren Schutz und kein Machtmittel dagegen." Unter Berücksichtigung dieser Grundanschauung übt der Verfasser an dem jetzt geltenden und dem neu entworfenen Recht Kritik. Die ruhig abwägende Art und die sorgfältige Wertung des pro et contra empfehlen diese Arbeit, die einem der am meisten umstrittenen Gebiete des Strafrechts gewidmet ist, sehr. Dem Theologen, den berufliche Gründe zur Beschäftigung mit der schwierigen Materie zwingen, sei die klare und übersichtliche Darstellung und Würdigung warm empfohlen.

Trier. Weiler.

Denzinger, Henr., et Clem. Bannwart S. J., Enchiridion Symbolorum, Definitionum et Declarationum de rebus fidei et morum. Editio decima sexta et septima quam paravit Joannes Bapt. Umberg S. J. 8°. XXX u. 612, 28* u. [58] S. Freiburg im Breisgau 1928, Herder. 6 M.; in Leinwand 7,50 M.

Seit seinem ersten Erscheinen vor 75 Jahren ist „der Denzinger" zum unentbehrlichen Rüstzeug jedes Theologen geworden. Die neue Doppelauflage ist mit geschickter Hand von P. Umberg S. J. verbessert und ergänzt worden durch Anpassung einiger Texte an genauere Quellenausgaben, durch Berichtigung geschichtlicher Notizen, durch Aufnahme neuer Texte sowie durch Vervollständigung der Indices. Ob Nr. 1 wirklich die älteste Form des Apostol. Glaubensbekenntnisses darstellt, wird bestritten.

Die Glaubenskrise im Seelenleben. Von Dr. Franz Mitzka S. J., Privatdozent an der Universität Innsbruck. (Schriftenreihe zum „Seelsorger" Nr. 2.) 60 S. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck 1928.

Jeder Seelsorger weiß aus Erfahrung, wie leicht die heutigen Verhältnisse zu einer Glaubenskrise im Seelenleben vieler führen. Es sind nicht immer die schlechtesten Christen, die am schwersten darunter leiden. Verkehrte Behandlung kann dabei alles zerschlagen. Mitzkas Büchlein gibt guten Aufschluß für die Behandlung dieser gefährdeten Seelen.

Trier. Ketter.

EINGESANDTE SCHRIFTEN

Bücher sind nur an die Schriftleitung des Pastor bonus, Trier, Priesterseminar, zu senden.
Besprechung erfolgt nach Möglichkeit; eine Verpflichtung wird nur bei angeforderten Büchern übernommen

Albuin, P., O. M. Cap.: Johanna Maria vom Kreuze (1603—1673). Ein Blümlein aus der seraphischen Alpenwelt. Für alle Verehrer des heiligsten Herzens Jesu. 2. Aufl. 58 S. 16° mit Porträt-Bild. —,60 Mk. Verlag Felizian Rauch in Innsbruck.

Barth, Medard, Professor am Colleg St. Stephan zu Straßburg: Die Herz-Jesu-Verehrung im Elsaß vom 12. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. (Forschungen zur Kirchengeschichte des Elsaß. Herausgegeben von der Gesellschaft für Elsässische Kirchengeschichte zu Straßburg. I. Bd.) gr. 8°. XX u. 364 S. Freiburg im Breisgau 1928, Herder. 10 Mk.; in Leinwand 12 Mk.

Bartmann, Dr. Bernhard: Lehrbuch der Dogmatik. 7., verbesserte Auflage. (Theologische Bibliothek.) 2 Bände. gr. 8°. Freiburg im Breisgau 1928. Herder. I. Bd.: Formalprinzipien. Gott Einer und Dreifaltiger. Schöpfer. Erlöser. XII u. 448 Seiten. 11 Mk.; in Leinwand 13 Mk.

Baur, Dr. P. Chrysostomus O. S. B.: Die fünf Wunden der modernen Ehe und Familie. In Oktav. 78 Seiten. München 1928. Salesianer-Verlag. Auerfeldstraße 19.

Bäuerle, P. Michael, O. M. Cap.: Predigten für Marienfeste und den Maimonat. 110 S. Geheftet 2,75 Mk. Verlag H. Rauch, Wiesbaden 1928.

Beck, Msgr. Dr., Freiburg, Subregens Keller, Luzern, Dekan Lötscher, Frauenfeld, Kanonikus Lehnherr, St. Gallen: Die Gemütsbildung des Kindes im Geiste des hlst. Herzens Jesu. Herausgegeben von der Redaktion des Sendboten des göttl. Herzens Jesu. 60 Seiten. 8°. 0,65 Mk. Vorträge, gehalten auf dem katechetischen Kurs in Einsiedeln. Verlag Felizian Rauch in Innsbruck.

Bergmann, Paul, Dresden: Das heilige Meßopfer mit seinen Weltanschauungs- und Lebenswerten. Seelenerzieherisch behandelt. Mit 8 farbigen Tafeln. Verlag Butzon & Bercker, Kevelaer 1928. Broschiert 2,50 Mk., gebunden in Leinen 3,50 Mk.

Bernbeck, J.: Zur heil'gen Messe komm, mein Kind! Meßgebete in Versen für Kinder und schlichte Leute. Bilder von Ph. Schumacher. 10 Pfennig. Verlag Buchhandlung Ludwig Auer (Pädagogische Stiftung Cassianeum) in Donauwörth (Bayern).

Bolten, Dr. Joseph: Katholisches aus England. Für deutsche Katholiken zusammengestellt. 8°. (119). M.Gladbach 1928, Katholischer Missions-Verlag A.-G. Preis broschiert 2,40 Mk., geb. 3,— Mk.

Bover, Jos., M. S. J.: Maria Gnadenmittlerin. Die Lehre von der allgemeinen Mittlerschaft Marias in Fragen und Antworten dargelegt. Verlag der Fahne Mariens, Wien 1928. 12°. 78 Seiten.

Briemle, P. Theod.: Christ oder Sozialist? (Flugschrift.) 16 Seiten. 0,25 Rm. Verlag H. Rauch, Wiesbaden 1928.

Briemle, P. Theod.: Der Zweifrontenkrieg der katholischen Kirche gegen Kapitalismus und Sozialismus. Die wichtigsten Hirtenschreiben unserer Bischöfe über brennende soziale Fragen. 8°. 80 Seiten. Verlag H. Rauch, Wiesbaden 1928.

Considine, P. Daniel, S. J.: Frohes Gehen zu Gott. Autorisierte Übertragung aus dem Englischen. 16°. 144 Seiten Text und 11 Bilder in Kupfertiefdruck. Feinstes Ballonleinen mit Goldschnitt 2,40 Rm. = 4,— Schilling. Verlag „Ars sacra" Josef Müller, München 23.

Deininger, P. Franziskus, O. S. B.: Johannes Sinnich. Der Kampf der Löwener Universität gegen den Laxismus. Ein Beitrag zur Geschichte der Moraltheologie. (Abhandlungen aus Ethik und Moral, herausgegeben von Prof. Fritz Tilmann, (8. Bd.) 8°. 418 Seiten. Broschiert 12,— Rm. Verlag L. Schwann, Düsseldorf 1928.

Dimmler, Dr. Hermann: Das Testament unseres Herrn. Übersetzung und Erläuterung der Abschiedsrede Jesu Joh. 13, 31—17, 26. Erster Teil. Titel und Buchschmuck von Ruth Schaumann. München, Verlag Seelenkultur, 1928. 12°. 204 Seiten.

Dorsch, Amil., S. J.: Institutiones theologiae fundamentalis. Vol. II. De Ecclesia. Editio altera retractata et aucta. 8°. XV et 774 pag. Oeniponte, Sumptibus et Typis Fel. Rauch 1928.

Dotzler, P. Arsenius: Vater! Ein biblisches Gebetbuch für alle Gotteskinder. 16°. 1928. 115 Seiten. Preis Leinen/Rotschnitt 1,80 Rm.; Leinen/Goldschnitt 2,60 Rm. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, München.

Dürr, D. Dr. Lorenz, o. Professor der Theologie in Braunsberg, Ostpreußen: Alttestamentliche Parallelen zu den einzelnen Sonntagsevangelien. 184 Seiten Oktav. Brosch. 3 Rm., geb. in Ganzleinwand 4,20 Rm. Verlag der Germania A.-G., Berlin C 2.

Faßbinder, Heinrich: Vor dem Sommer. Ein Buch vom innern Reifen für unsere künftigen Frauen. 4. u. 5. Auflage. (8.—11. Tausend.) 12°. (X und 200 S.) Freiburg im Breisgau 1928, Herder. Gebunden in Leinwand 3,— Rm.

Faßbinder, Nikolaus: Das Glück des Kindes. Erziehungslehre für Mütter und solche, die es werden wollen. 8. u. 9. Auflage. (16.—18. Tausend.) 12°. (XII u. 242 S.) Freiburg im Breisgau 1928, Herder. Gebunden in Leinwand 3,60 Rm.

Faustmann, Professor K.: Katholische Aktion. Gedanken zum Anfang. 52 Seiten. Broschiert Preis 75 Pfennig. Verlag des Johannesbundes, Leutesdorf am Rhein.

Giesen, K.: Gemeinschaftliche Kommunion-Meßandacht. Aus den Gebeten der Kirche zusammengestellt. Verlag J. P. Bachem. —,60 Rm.

Gratry, Alphons: Weisheit des Glaubens. Übersetzt von Dr. Emil Scheller. 8°. 1928. LXI u. 298 Seiten. Preis: Brosch. 6,50 Rm.; geb. 9,50 Rm. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, München.

Gruber, P. Daniel, O. F. M.: Skeptizismus und Unglaube. Populäre Zeitpredigten. 82 Seiten. Geheftet 2 — Rm. Verlag H. Rauch, Wiesbaden 1928.

Gruehl, D. Karl, O.I.M.: Schulentlassungsexerzitien. Mit einem Geleitwort von P. Max Kassiepe. 104 Seiten. Geheftet 2,25 Rm.; geb. 3,— Rm. H. Rauch, Wiesbaden.

Grüner, P. Franz Josef, O. M. Cap.: Seelenfriede, Anleitung zur Lösung von Gewissenszweifeln. Geb. in Leinen mit Rotschnitt 1,50 Rm.; mit Goldschnitt 2,10 Rm.; in Leder 3,80 Rm. Verlag J. Pfeiffer, München 1928.

Hartz, M., P. Ambrosius O. M. Cap.: Rast am Herzen Jesu. 15 ausgewählte Herz-Jesu-Predigten. 3. Auflage. Format 13,5×20 cm. VIII und 191 Seiten. Preis brosch. 3,20 Rm.; in Ganz-Leinen gebunden 4,70 Rm. 1928. Verlagsbuchhandlung Karl Ohlinger, Bad Mergentheim.

Hättenschwiller, Otto: Selbsterziehung. Den Jünglingen und Jungfrauen gewidmet. 144 S. 8°. Preis 1,80 Rm.; geb. 3,— Rm. Verlag von Felizian Rauch, Innsbruck.

Heiser, Heinrich, A., Pfarrer: Die Mutter und ihr Kommunionkind (Separatabdruck aus: Die Frühkommunion der Kinder). 32 Seiten. Geheftet 0,25 Rm. Verlag H. Rauch, Wiesbaden.

Heiser, Heinrich, Pfarrer in Biblis: Meiner Allerkleinsten Beicht- und Kommunionandacht. Fünfte Auflage. Geheftet 0,35 Rm. in Sütterlinschrift; in latein. Schrift 0,25 Rm.; in gewöhnlicher deutscher Schreibschrift 0,35 Rm. Verlag H. Rauch, Wiesbaden.

Hoch, Thaddäus, Subregens am Priesterseminar zu Rottenburg: Katechetische Einführung in das erste Kinder-Meßbüchlein: „Das Kind bei der heiligen Messe" von Schott-Bihlmeyer. 8°. (VIII u. 94 S.) Freiburg im Breisgau 1928, Herder. 1,50 Rm.

Honecker, Prof. Dr. Martin: Jahresbericht der Görresgesellschaft 1926/27. Köln 1928. Brosch. 2,40 Rm.

Kalender für das Trierer Land 1929. Mit Beiträgen und Bildern von Mosel, Eifel, Saar, Hunsrück, Nahe, Ahr, Rhein und Sieg. Herausgegeben von Wilhelm Hay. Verlag der Paulinus-Druckerei GmbH., Trier. Preis 1,— Rm.

Theresien-Kalender 1929. 0,60 Rm. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.

Schulbrüder-Kalender 1929. 0,60 Rm. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.

Kalender für kleine Leute 1929. 0,50 Rm. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.

Ein frohes Jahr 1929. Kalender für alle Sonnenkinder. Herausgegeben von Maria Domanig. Illustriert. Taschenformat in Tecco-Umschlag. 1,— S., 0,60 Rm. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck-Wien-München.

Schutzengelkalender 1929. Kalender für Kinder. Herausgegeben von Josef Liensberger. Reich illustriert. Kart. 0,60 S., 0,40 Rm. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck-Wien-München.

Regensburger Marienkalender für das Jahr 1929. Herausgegeben von Dr. Alfons Heilmann. 8°. 156 Seiten. Preis: —,70 Rm. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, München.

Sankt Konradskalender 1929. Katholischer Volkskalender der Erzdiözese Freiburg. Zwölfter Jahrgang. Preis 60 Pfg. Badenia, A.-G. für Verlag und Druckerei, Karlsruhe.

Kettenmeyer, P. J. B., S. J.: Die Anfänge der Marianischen Sodalität in Köln 1576—1586. (Katholisches Leben und Kämpfen im Zeitalter der Glaubensspaltung, Veröffentlichung der Gesellschaft zur Herausgabe des „Corpus Catholicorum", Heft 2), Aschendorff, Münster. VIII und 36 S. 1,30 Rm.

Klein, Josef Felix: Stromaufwärts. Aphorismen. 8°. 22 Seiten. Kart. 0,75 Rm. Bonner Universitätsdruckerei 1928.

Krüger, D. Dr. Gustav: Die evangelische Theologie. Ihr jetziger Stand und ihre Aufgaben. Dritter Teil: Die Kirchengeschichte. Von Gustav Krüger und Leopold Zscharnack. Erste Hälfte. 1. Allgemeines; 2. Die alte Kirche; 3. Das Mittelalter. 1928. IV, 77 Seiten. Gr. 8°. Buchhandlung des Waisenhauses, Halle (Saale). Fein geheftet 3 — Rm.

Lamprecht, P. Aug., S. J.: Die Heiligen und Seligen der Gesellschaft Jesu. Kurze Lebensskizzen. Verlag der Fahne Mariens, Wien 1928. 12°. 111 Seiten.

Leonhard von Kleve, O. M. Cap.: Regelbuch für die in der Welt lebenden Mitglieder des Dritten Ordens des seraphischen Vaters Franziskus. Elfte verbesserte und vermehrte Auflage. Verlagsanstalt Benziger & Co. Geb. 4,30 Rm. Bei 12 Exemplaren 4,10 Rm.

Lohmüller, Johannes, Duisburg: Das heilige Meßopfer. Eine liturgische Schul- und Gemeinschaftsmesse für die Grundschule vom zweiten Schuljahr an. Verlag Butzon & Bercker, Kevelaer 1928. Broschiert 0,25 Rm.; gebunden 0,50 Rm. Bei beabsichtigter Einführung stellt der Verlag den Lehrpersonen kostenlos ein Probeexemplar zur Verfügung.

Lohmüller, Johannes, Duisburg: Das heilige Meßopfer in der Grundschule. Grundsätzliche und schulpraktische Erwägungen und Beispiele. Verlag Butzon & Bercker, Kevelaer 1928. Broschiert 1,80 Rm.; in Leinen gebunden 2,80 Rm.

Lucas, P. Joseph: Sei gut. 336 Seiten. 8°. Geb. 5,— Rm. Verlag der Kongregation der Pallottiner, Limburg a. d. Lahn.

Maritain, Jacques und Raïssa Gertrud: Vom Leben des Gebetes. Aus dem Französischen ins Deutsche übertragen von Thomas Michels, Mönch der Abtei Maria-Laach. 122 Seiten. Geb. 4,— Rm. Dr. Benno Filser Verlag G. m. b. H., Augsburg.

Mayer, Heinrich: Katechetik. Theorie des Religionsunterrichtes für Volks-, Fortbildungs- und Höhere Schulen. Zweite, vermehrte Auflage. 8°. X und 199 Seiten. Geb. 5,60 Rm. Herder, Freiburg 1928.

De Meester, A.: Juris Canonici et Juris Canonico-Civilis Compendium. Nova Editio ad normam Codicis Juris Canonici. Tomus Tertius, Pars Secunda, Liber IV et V Cod. Jur. Can. 4. VIII et 347 pag. Brugis, Sumptibus et typis Soc. S. Augustini, Desclée de Brouwer et S. Anno 1928.

Mühlleitner, P. Ignaz, S. J.: Sollst du Priester werden? Gedanken und Ratschläge für Studenten. 24 Seiten. Verlag „Fahne Mariens", Wien 1924.

Murawski, Dr. theol. Friedrich: Die aszetische Theologie. Ein systematischer Grundriß. 8°. 504 Seiten. Preis brosch. 7,— Rm.; in Leinen geb. 9,50 Rm. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet. München.

Neu, Augustin, S. J.: Johann Philipp Roothaan, der bedeutendste Jesuitengeneral neuerer Zeit († 1853). Bearbeitet nach dem größeren holländischen Werke des P. Petrus Albers S. J. Mit einem Titelbild. (Jesuiten. Lebensbilder großer Gottesstreiter. Herausgegeben von Konstantin Kempf S. J.) 8°. (VIII u. 256 S.) Freiburg im Breisgau 1928, Herder. In Leinwand 7,— Rm.

Nicolussi: Der verborgene Gott. Kommunionbüchlein für alle Tage des Monats. Mit 380 Seiten und 13 Kunstbildern (3 vierfarbigen und 10 doppeltonfarbigen). Preis: Einfacher Einband mit Rotschn.: 1,80 Rm., 2,20 Fr., 3,— S., 14,— Kc., 7,50 L. Leinen-Einband mit Rotschn.: 2,20 Rm., 3,— Fr., 4,— S., 18,— Kc., 9,— L. Leder-Einband mit Goldschn.: 3,50 Rm., 4,— Fr., 5,— S., 25,— Kc., 15,— L. Erschienen im Verlag Emmanuel, Rottweil (Württemberg), Buchs (St. Gallen).

Panorama von Jerusalem und Bethlehem. Sions-Verlag, Jerusalem P. O. B. 22. Preise: Photo: Jerusalem (Verl.-Nr. 1) 225:26 cm 30,— Rm. Jerusalem (Verl.-Nr. 2) 100:12 cm 3,— Rm. Bethlehem (Verl.-Nr. 20) 177:28 cm 24,— Rm. Bethlehem (Verl.-Nr. 21) 75:11,5 cm 2,40 Rm. Kupfertiefdruck: Jerusalem (Verl.-Nr. 11) 125:15 cm 1,— Rm. Bethlehem (Verl.-Nr. 31) 96,5:15 cm 1,— Rm. Lichtdruck: Jerusalem (Verl.-Nr. 10) 200:25 cm 3,— Rm. Jerusalem (Verl.-Nr. 12) 57:8 cm —,40 Rm. Bethlehem (Verl.-Nr. 30) 160:25 cm 3,— Rm. Bethlehem (Verl.-Nr. 32) 47:8 cm —,40 Rm.

Piekarek, A.: Lehrbuch für den katholischen Religionsunterricht an Mittelschulen. Bd. I, 1,— Rm.; Bd. II, Teil 1, 2,— Rm.; Bd. II, Teil 2, 1,— Rm.; Bd. III, 1,40 Rm.; Bd. IV, Teil 2, 0,80 Rm. Verlag L. Schwann, Düsseldorf 1928.

Prümmer, P. Dominicus O. Pr.: Manuale Theologiae Moralis secundum principia S. Thomae Aquinatis in usum scholarum. Tomus III Editio quarta et quinta aucta et secundum novum Codicem Jur. Can. recognita. 8°. XI et 697 pag. Herder, Friburgi 1928.

Rohmer-Heilscher, Lucie: Legenden um Franz von Assissi. 8°. 53 S. Ganzleinen. Verlag H. Rauch-Wiesbaden.

Rösch, P. Konst. O. M. C.: Das Neue Testament, übersetzt und erläutert. Auf gutem, weißem Dünndruckpapier. Einfache Ausgabe geb. in Halbleinen 2,— Rm. Bei Einführung in Schulen, Vereinen (von ca. 30 Exempl. an) 1,80 Rm. Geschenkausgaben: geb. in Ganzleinen 3,30 Rm., geb. in Indanthren-Leinen 4,50 Rm. Auch in Leder geb. Exemplare lieferbar.

Rüger, Leo, Pfarrer: Brot vom Himmel. Ein Jahrgang eucharist. Predigten. 8°. 157 S. Geheftet 4,50 Rm., Leinenband 5,50 Rm.

von Ruville, Dr. Albert, a. o. Professor der Geschichte an der Universität Halle-Wittenberg: Vorwärts zur Einheit. Ein Ruf an alle Getreuen Christi. Mit kirchlicher Approbation. VIII u. 94 Seiten. 8°. Broschiert 3,50 Rm., gebunden in Leinwand 4,80 Rm. Verlag Kirchheim & Co., G. m. b. H., Mainz.

Schebesta, Paul S. V. D.: Die religiösen Anschauungen der Semang-Zwerge von Malaya (Hinterindien). Religiöse Quellenschriften Heft 52. Verlag Schwann, Düsseldorf 1928. 51 Seiten. Kart. 0,60 Rm.

Schiel, Hubert: Sailer und Lavater. Mit einer Auswahl aus ihrem Briefwechsel (Görresgesellschaft). Kommissionsverlag Bachem, Köln 1928. 8°. 147 Seiten. Brosch. 3,50 Rm.

Schmitz, Josef, Rektor: Der Heiland ist nahe. Briefe an Erstkommunikanten. 157 Seiten. Ganzleinen 3,50 Rm. Verlag H. Rauch, Wiesbaden 1928.

Schott: Zum Altare Gottes will ich treten. Liturgisches Meßbüchlein für Schüler höherer Jahrgänge. Im Anschluß an Schotts Meßbücher herausgegeben von Pius Bihlmeyer O. S. B. Mit farbigem Titelbild und 16 Textbildern. Schott Nr. 7. 24°. XII u. 252 S.; 1 Bild; 34 S. Anhang: Gemeinschaftsmesse für die oberen Jahrgänge der Volksschule. Freiburg i. Breisgau 1928, Herder. In Halbleinwand 2,— Rm.; in Leinwand 2,50 Rm.; in Leder 4,— Rm.

Schott: Das Kind bei der heiligen Messe. Meßbüchlein für die Grundschule. Im Anschluß an Schotts Meßbücher herausgegeben von Pius Bihlmeyer O. S. B. Mit vielen zum Teil farbigen Bildern. Schott Nr. 6. 2. Auflage. 24°. VIII u. 96 S.; 1 Bild. Freiburg i. Breisgau 1928, Herder. In Halbleinwand 1,— Rm.; in Leinwand 1,40 Rm.

Schreiber, D. Dr. Georg: Auslandsdeutschtum und Katholizismus. (Aschendorffs zeitgemäße Schriften 18.) 2. u. 3. erweiterte Auflage. 40 S. Kart. 0,90 Rm. Verlag Aschendorff, Münster 1928.

Schumacher-Lindemann: Kirchengeschichte für höhere Mädchenschulen. Ausgabe B. 6.—8. Auflage. Mit 24 Abbildungen, 1 Kärtchen und 8 Tafeln. Freiburg, Herder. 1928. XI u. 204 S. Geb. 2,80 Rm.

Schwer, Wilhelm, Universitätsprofessor in Bonn: Katholische Gesellschaftslehre. 8°. VIII u. 294 Seiten. Geb. 9,— Rm. F. Schöningh, Paderborn 1928.

Sendbotenflugschriften. Heft V: Der Wortlaut des Dekrets über die Erstkommunion der Kinder (Quam singulari). 8 S. gr. 8°. Preis 8 Pfg. (12 g), 50 Stück 3,60 Rm. (S 5,40), 100 Stück 7,— Rm. (S 10,50). Heft VI: Das Rundschreiben unseres Heiligen Vaters Pius XI. über die dem hlst. Herzen Jesu gebührende Sühne (Miserentissimus Redemptor) vom 8. Mai 1928. 12 S. gr. 8°. Preis 8 Pfg. (12 g), 50 Stück 3,60 Rm. (S 5,40), 100 Stück 7,— Rm. (S 10,50). Verlag Fel. Rauch, Innsbruck.

v. Skibniewski, Msgr. Dr. Stephan Leo: Theologie der Mechanik. 8°. 208 S. 4,50 Rm., Ganzleinen 6,— Rm. Verlag F. Schöningh, Paderborn 1928.

Sonnenschein, Dr. Karl: „Notizen", Weltstadtbetrachtungen. 9. Heft. (Notizen vom 1. Januar bis 3. Juni 1928.) 80 Seiten 20×19 cm mit Titelbild „Christus König", Mosaik. Entwurf von Bernd Terhorst. In Kartonumschlag 1 Mark. (Verlag der Germania A.-G. in Berlin C 2.)

Stein, Fr. Wilhelm, Direktor der Schulbrüder: Geschichte der „Kleinen Blume". Die hl. Theresia vom Kinde Jesu in Wort und Bild. Für die Jugend bearbeitet. 51.—60. Tausend. 8°. 183 S. Mit 1 Titelbild und vielen Textillustrationen. Kart. 2,50 Rm., in Ganzleinen 3,— Rm. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.

Das Katholische soziale Buch 1928. Verlag der Typographischen Anstalt, Wien 1., Ebendorferstr. 8.

Stephan, D. Horst: Die evangelische Theologie. Ihr jetziger Stand und ihre Aufgaben. 4. Teil: Die systematische Theologie. 1. Religionsphilosophie 2. Glaubenslehre, 3. Weltanschauungsfragen, 4. Ethik. V, 93 S. gr. 8°. Buchhandlung des Waisenhauses, Halle (Saale) 1928. Fein geheftet 3,60 Rm.

Streit, Robert: Die katholische Weltmission. Zahlen und Zeichen auf Grund der Vatikan. Missionsausstellung 1925. 8°. 200 Seiten. Gebunden 8,40 Rm. Verlag der Oblaten, Hünfeld, 1928.

Svensson, Jón: Auf Skipalón. Neue Islandgeschichten Nonnis. 1.—10. Tausend. Mit 7 Bildern von

Ernst Liebermann. 8°. (VI u. 204 S.) Freiburg im Breisgau 1928, Herder. In Leinwand 4 Rm.

Teich, Dr. Karl: Die heilige Messe, die Sonne des Universums. Ein Meßbuch nach Alban Stolz. 367 Seiten. Geb. in Leinen 3,— RM. Verlag des Emmanuel Rottweil (Württemberg).

Turcan, Abbé: Le Directeur des Catéchismes de Première Communion et de Persévérance. Nouvelle édition revue et corrigée 1928. 3 vol. in-12. Prix: 30 fr.; franco 32,50; étr. 35,50. P. Téqui, libraire-éditeur, 82, rue Bonaparte, Paris-VIe.

Ude, Dr. Johann: Ist Maria die Mittlerin aller Gnaden? Eine dogmatisch-kritische Untersuchung. Verlag A. Weger, Bressanone 1928. 8°. 164 S.

Umberg, Joh. Bapt., S. J.: Die These von der Mysteriengegenwart. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für kath. Theologie. Innsbruck 1928.

Wallenborn, P. Johannes, Oblate der Unbefl. Jungfr. Maria: Blüten und Früchte vom heimatlichen und auswärtigen Missionsfelde.
Bd. 13. Auf zum Okawango! Von Josef Gotthardt, Obl. d. U. J. M., Titularbischof von Mopsuest, Apost. Vikar von Windhoek, Südwestafrika. 8°, 85 Seiten, 10 Bilder. In vierfarbigem Umschlag 1,20 Rm.
Bd. 14. Missionsbilder aus dem Basutoland. Zusammengestellt von P. Johannes Rommerskirchen, Obl. d. U. J. M. 8°. 111 Seiten, 9 Bilder und 1 Karte. In vierfarbigem Umschlag 1,50 Rm.
Bd. 15. Bei den Deutschen in Westkanada. Von P. Johannes Pietsch, Obl. d. U. J. M. 8°. 84 Seiten, 13 Bilder, 1 zweifarbige Karte. In vierfarbigem Umschlag 1,40 Rm.

Walterscheid, Dr. Johannes, Studienrat in Bonn: Religiöse Quellenschriften. Herausgegeben unter Mitarbeit zahlreicher Fachleute. Heft 47: Katharina von Siena von H. Gausowsky. 50 Pf. Heft 48: Der Islam von Professor Dr. Horten. 60 Pf. Heft 49: Abraham a Santa Clara von Karl Bertsche. 90 Pf. Heft 50: Die kirchlichen Büchergesetze von Dr. theol. H. Müssener. 60 Pf. Heft 51: Frauengestalten der Romantik von Dr. Erna Callmann. L. Schwann, Druckerei und Verlag, Düsseldorf.

Wasserzieher: Hans und Grete. Zwölfhundert Vornamen erklärt. Fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage, nach des Verfassers Tode besorgt von Prof. Dr. P. Herthum. (16.—20.Tausend.) 1928. 1,50 Rm. Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin SW 68.

Watermann, Dr. Karl: Die Antike und der Unsterblichkeitsglaube. 32 Seiten. Geheftet 0,60 Rm. (Aschendorffs lateinisch-griechische Lesehefte.) Münster i. W. 1928.

de Werth, Alexander: Die neuesten Forschungsergebnisse über den internationalen Mädchenhandel und die Prostitution. 8°. (79) Soziale Tagesfragen Heft 53. M. Gladbach 1928, Volksvereinsverlag GmbH. 2,50 Rm.

Wickert, Studienrat Dr., Trier: Das Ehegesetz Christi und der Kirche. Ein Wegweiser zum wahren Eheglück. 1.—10. Auflage. Preis 60 Pfg. Verlag der Paulinus-Druckerei GmbH., Trier.

Wickl, Rupert, S. J.: Betrachtungen über das Leben der Heiligen. Ergänzungsband zu „Ecce Jesus", I—III, 655 Seiten, Ganzleinen 9,50 S., 5,80 Rm. Marianischer Verlag, Innsbruck.

Widmann, Dr. S. P.: Zweihundert Jahre Aschendorff, 1726—1926. Werden und Wirken eines Buchverlages und seiner Druckerei. 16 S., Aschendorff, Münster i. W.

Wiegand, Prof. D. Dr. Friedrich: Dogmengeschichte. II, Erhaltung, Umbildung und Weiterleitung des Dogmas im Katholizismus des Mittelalters und der Neuzeit (Sammlung Göschen Nr. 994). Berlin und Leipzig 1928.

Wikenhauser, Alfred: Die Christusmystik des heiligen Paulus. (Biblische Zeitfragen, herausgegeben von P. Heinisch u. Fr. W. Maier, Heft 8/10.) 1928. Aschendorff, Münster i.W. 140 S. 2,80 Rm.

Wilms, P. Hieronymus O. P.: Der sel. Margareta Ebner Offenbarungen und Briefe. Übertragen und eingeleitet. Oktav. 292 Seiten. Geb. in Indanthrenleinen 4,20 Rm., kartoniert 3,75 Rm. Albertus-Magnus-Verlag, Vechta i. O.

Willam, Dr. Franz Michel: Unsere Hilfe. Eine Gnadenlehre für das Volk. 8°. 273 Seiten. Ganzleinen 5,50 Rm. Verlag H. Rauch, Wiesbaden 1928.

Vandeur, Dom Eugene, O. S. B.: Die Erneuerung der christlichen Familie (Pour refaire chrétienne la famille). Deutsch von Hedwig Michel. 8°. 1928. 154 Seiten. Preis steifgeheftet 3,75 Rm. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, München.

von Zahn, Theodor, Geh.-Rat Prof. D. Dr.: Grundriß der Geschichte des Lebens Jesu. 1928. VI, 82 Seiten. Brosch. 3,60 Rm.; geb. 5,— Rm. A. Deichertsche Verlagsbuchhdlg., D. Werner Scholl, Leipzig.

von Zahn, Theodor, Geh.-Rat Prof. D. Dr.: Grundriß der Einleitung in das Neue Testament 1928. VII, 120 S. Brosch. 5,— Rm.; geb. 6,50 Rm. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. D. Werner Scholl, Leipzig.

von Zahn, Theodor, Geh.-Rat Prof. D. Dr.: Grundriß der Neutestamentlichen Theologie. 1928. 132 Seiten. Brosch. 4.80 Rm.; geb. 6,— Rm. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. D. Werner Scholl, Leipzig.

Zenner, Th.: Marie Adelheid. Lebensbild der verstorbenen Großherzogin von Luxemburg. Zweite Auflage. 11.—20. Tausend. Kl. 8°. 56 Seiten mit einem Titelbild. Kart. —,60 Rm. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.

Die Einkehr. Zeitschrift für innerliche Menschen. 4. Jahrgang. Von Franz Lehner. Jährlich 4,— Rm. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen Baden.

Neue Ordnung. Zweimonatschrift für christliche Gesellschaftserneuerung. Verlag der Typographischen Anstalt, Wien 1., Ebendorferstraße 8. Schriftleiter: Dr. Karl Lugmayer. Jahresbezugspreis 3,60 Rm.

Theresienstimmen. 3. Jahrgang. Schriftleiter: Pfarrer Dr. Franzmathes. Jährlich 3,— Rm. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.

Der vorliegenden Ausgabe des ‚Pastor bonus' liegen Prospekte folgender Firmen bei:

1. **E. Seelhoff Wwe., Koblenz, Göbenplatz 1.**
2. **Aschendorff'sche Verlagsbuchhandlung, Münster i. W.**
3. **Schuhhaus Koopmann, Trier, Brotstraße 49/50.**
4. **Verlag Hermann Rauch, Wiesbaden.**
5. **Verlag Alfred Töpelmann in Gießen.**

Mit kirchlicher Druckerlaubnis.

Eduard Laeis & Cie., G. m. b. H., Trier

Telegramm-Adr. ELCO / Fernsprecher 1507/09

Eisen-Grosshandlung

Abteilung I

Stabeisen, Träger, Bleche, Röhren, Kanalisations-artikel

Abteilung II

Kleineisenwaren, Baubeschläge, Werkzeugmaschinen, Werkzeuge, Oefen, Herde

Abteilung III

Haus- und Küchengeräte, Gasbrenner, Nickel- und Stahlwaren, Haushalt-Maschinen

Spezial-Abteilung:

Sanitäre Einrichtungen